Zu den Aulihan

E. Hunyos

Bayerische Staatsbibliothek
<36649764360012

Aulihan-Krieger zu Pferde. (Seite 80.)

11. Jänner 1894.

Zu den

AULIHAN.

Reise- und Jagderlebnisse im Somâlilande

von

ERNST GRAF HOYOS JUN.

Mit 10 Lichtdruckbildern und einer Karte.

Wien 1895.

GEROLD & COMP.

I. Stephansplatz.

W61621115

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

VORWORT.

Angezogen durch den geheimnisvollen Zauber, den Afrika auf so viele ausübt, und verlockt durch die jagdlichen Erfolge englischer Sportsleute im Somâlilande, trat ich mit Graf Richard Coudenhove anfangs November 1893 eine Reise nach dem afrikanischen Osthorne an, von welcher wir anfangs April 1894 glücklich zurückkehrten. Der Zweck unseres Zuges war die Suche nach Jagd und Abenteuern und wenn derselbe den Rahmen einer gewöhnlichen Jagdreise überschritt und wir, verlockt durch den Reiz des Unbekannten, weiter ins Innere drangen, als ursprünglich geplant war, so geschah dies zwar auf Kosten der Jagd, da wir mehr marschierten als jagten, brachte uns aber dafür die Genugthuung, als erste Europäer mit dem wilden Stamme der Aulihan-Somâli Freundschaft geschlossen zu haben.

Dank der Zuvorkommenheit des bekannten Reisenden Herrn Menges, welcher sich an Bord unseres Schiffes befand und mir praktische Winke im Aufnehmen des Itinerars mittelst Uhr und Com-

pass gab, wie es seinerzeit Gordon in Chartum ihn selbst gelehrt hatte, konnte ich unsere Reiseroute wenigstens auf diese primitive Weise aufnehmen. Professor Dr. Paulitschke unterzog sich gerne der grossen Mühe, dieses Material nebst den Aufnahmen von Colonel Paget und Captain Swayne, die mir zur Verfügung gestellt worden waren, zu der angeschlossenen Karte zu verarbeiten, welche im Juniheft d. J. der Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft veröffentlicht wurde. Den von mir dazu geschriebenen Bericht über die Reise bringe ich hier, erweitert durch ausführlichere Beschreibung unserer Jagderlebnisse und hoffe, dass diese meist an Ort und Stelle geschriebenen Tagebuchblätter, welche keinen anderen Anspruch als den auf Wahrheit erheben, meinen Waidgenossen in der Heimat ein Bild von dem Leben und Treiben der Menschen und Thiere in diesem noch unbekannten Theile Afrikas geben werden.

Von den zehn im Atelier J. Löwy hergestellten Lichtdruckbildern sind die ersten acht Abdrücke meiner photographischen Aufnahmen, die letzten zwei solche von Photographien meiner durch Meister Hodeck lebensgetreu präparierten Trophäen.

Wien, im December 1894.

Ernst Hoyos.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Abreise von Triest — Port Saïd — Durch das rothe Meer — Ankunft in Aden — Ali Khar kommt an Bord — Besprechen der Expedition — Vorbereitungen — General Jopp — Zeïla — Berbera — Besiegte Hindernisse — Die Somâli — Ausrüstung der Karawane — Ali Khar.

Am 3. November 1893 verliessen wir — mein Reisegefährte Graf Richard Coudenhove und ich — auf dem Lloyddampfer »Imperator« Triest. Lange noch winkte Miramare, von der Sonne beleuchtet, ein weissglänzender Punkt, als letzter Gruss aus der Heimat zu uns herüber, bis nach und nach die Küste Istriens im blauen Dufte verschwamm.

Das prächtige Schiff machte seinem Rufe alle Ehre und schien auch ein Stück österreichischer Gemüthlichkeit mit an Bord zu haben. Wir wurden bald mit unseren Mitpassagieren bekannt, meist Anglo-Indiern, Officieren und im Civildienste stehenden Herren, welche von ihrem Urlaube in ihre zweite Heimat Indien zurückkehrten, nachdem sie neue Widerstandskraft gegen das Tropenklima geschöpft hatten. Schnell lebt man sich in die tägliche Routine

des Schiffslebens ein und rasch vergiengen die Tage mit ihren üblichen zahlreichen Mahlzeiten, den Promenaden und Siesta's auf Deck, während ein ganz sommerlich warmes Wetter und ruhige See die Fahrt begünstigten.

Brindisi wurde wegen Einschiffung der indischen Post angelaufen, Candia mit seinen steilen Riffen und wolkenumhüllten Gebirgen war umschifft und am Nachmittage des 7. November sah man am Horizonte den Leuchtthurm und einige Schiffsmaste von Damietta auftauchen. Bei Einbruch der Dämmerung waren wir in Port Saïd. Hier blieb der »Imperator« einige Stunden, um Kohlen in seinen Riesenleib aufzunehmen, welche Procedur wegen des dabei herrschenden Lärmes, des Rasselns der Ketten und Krahne und infolge des überall hindringenden Kohlenstaubes weniger angenehm als malerisch war.

Die von einigen brennenden Kohlenpfannen blutroth beleuchteten schwarzen Kulis, welche unter fortwährendem Geschrei über die Laufbretter des Leuchtschiffes Kohlenkörbe in den Rumpf des Dampfers schleppten, schienen eine Scene aus der Hölle täuschend zu copieren.

Ein Gang durch die dichtbelebten Strassen Port Saïds überzeugte mich, dass die charakteristischen orientalischen Typen und Staffagen seit 6 Jahren hier entschieden seltener geworden seien, welches Schick-

sal leider die meisten an den Welt-Verkehrsstrassen liegenden Häfen theilen.

Der ganze folgende Tag verlief mit der Durchfahrung des Suezcanals. Stets hatte man die lange gerade Linie des Canals mit seinem grünlichen Wasser vor und hinter sich, die Wüste mit ihren weissen und gelben endlosen Sandflächen auf beiden Seiten, das eintönige Bild selten unterbrochen durch einige Kameele oder Esel am Ufer, einsame Stationen im Palmengrün, hie und da eine Baggermaschine und auf den Lagunen und Bitterseen die weisslichen Schwärme verschiedenen Wasserwildes.

Am 9. November waren wir bereits weit draussen im rothen Meere.

Anfangs wehte noch eine angenehme frische Brise über die dunkelblaue, von Silberkämmen bedeckte See, doch bald erstarb dieselbe und nun wird es ernstlich warm. Man sieht die Passagiere allenthalben apathisch auf verschiedene Lehnstühle dahingestreckt. Alles scheint zu schlafen: die glatte See, auf der die Sonnenstrahlen glitzern, das Schiff, an dem keine Bewegung erkennbar ist und das sich zum Schutze gegen die sengende Sonne ganz in weisse Plachen gehüllt hat und seine Inwohner, die halbwachend dahinträumen. Das einzige, was uns daran erinnert, dass wir stetig in südlichere Breiten geführt werden, ist das dumpfe, regelmässige Geräusch der Maschine

und das Rauschen der Salzfluthen, welche der Bug zertheilt und die zu beiden Seiten in milchweissen Schaumwirbeln vorbeifliessen.

Selten begegnen wir einem Dampfer. Scharen von Delphinen, die mit ihren purzelbaumartigen Bewegungen vorbeischwimmen und hie und da kleine silberglänzende fliegende Fische, die über die Wellenkämme dahinschwirren, beleben auf kurze Momente das eintönige Einerlei des Tages.

Sobald die Sonne als blutrother Ball hinter jenen goldenen Wölkchen verschwunden ist, beginnt der angenehmste Moment des Tages, der erfrischende Abend. Wenn man im Zwiegespräche am Verdeck auf und ab schreitet, schweift das Auge gerne hinaus über die zart violett und eigenthümlich fahlgelb beleuchtete See, auf welche binnen kurzem Millionen herrlicher Sterne vom dunklen Firmamente herabblitzen.

Drei Tage sind schnell vergangen und am Morgen des vierten mahnt uns eine angenehme, vom Süden entgegenwehende Brise, welche in belebender Weise die Räume des Schiffes bestreicht und durchflattert, dass wir uns dem Ausgange des Rothen Meeres nahen.

Wir passieren die Strasse von »Bab-el-Mandeb« und befinden uns im Indischen Ocean. Die öde, von den Engländern besetzte Insel Perim, der Schlüssel

des Rothen Meeres, bleibt rechts und wir nehmen unseren Curs dem Festlande Arabiens entlang, welches sich mit seinen gelbbraunen, zackigen Gebirgen zu unserer Linken hinzieht. Bald sind wir in der malerischen Bucht von Aden, wo der »Imperator« am Abende des 12. November vor Anker geht.

Schon im Laufe des Sommers hatten wir uns der Dienste eines der besten Karawanenführer (Abbân's) des Somâlilandes, namens Ali Khar, versichert, welcher für uns in Aden und Berbera Leute angeworben und den Ankauf von Kameelen und Reitthieren vorbereitet hatte. Dieser kam jetzt an Bord — ein schöner schwarzbärtiger Somâli mit stolzer Haltung, zwar etwas wildem, aber einnehmendem Gesichtsausdrucke — die weisse »Tobe« malerisch um die linke Schulter geschlagen, die rechte und einen Theil der Brust nackt. Er machte den Eindruck eines entschiedenen Mannes, der vor nichts zurückschreckte, weder vor den Speeren etwaiger Feinde, noch vor dem Gebrülle eines annehmenden Löwen, kurz der geeigneten Person, eine Karawane ins Innere zu führen.

Nachdem wir Abschied von unseren Reisegenossen genommen, schafften wir mit Ali Khar's und einiger Kuli Hilfe unser Gepäck in sein Boot, was nicht ohne grosses Geschrei vor sich gieng und fuhren an den schwarzen Rümpfen einiger Dampfer vorbei durch die dunkle, schweigsame Bai zum Quai, der schon von

Weitem durch die lange, sanftgeschwungene Linie von Lichtern erkennbar war und landeten beim Zollhause.

Auf der geräumigen Veranda des Hôtels, in welchem wir dieselben Zimmer innehatten, welche unsere Landsleute Teleki und Hoehnel einst bewohnt hatten, sassen wir mit Ali Khar noch bis spät in die Nacht hinein und kochten unsere Pläne für die Somâlireise aus. Wir wollen über Hargeisa und Milmil an den Webbi Schebêli und, wenn es möglich wäre, diesen Fluss übersetzend in das noch unbekannte Gebiet der Aulihan hineinziehen, wo wir eine reich besetzte Jagdgegend antreffen sollen, in welcher uns auch die seltenen Giraffen versprochen werden. Nur wenige Europäer hatten den Webbi übersetzt: Colonel Paget bei Barri, Cap. Swayne südlich, Prinz Ruspoli, Cap. Bòttego und Grixoni nördlich von Imi. Die beiden Ersteren waren bloss wenige Stunden jenseits des Flusses gekommen, während Ruspoli, welcher weiter ins Innere gedrungen war, häufige Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen gehabt hatte. Ali Khar will den Webbi beiläufig an derselben Stelle wie Capitän Swayne übersetzen. Er behauptet, dieser Officier sei bloss deshalb nicht weiter gekommen, weil er einen schlechten Abbân gehabt, der mit den Aulihan zu parlamentieren begonnen habe, worauf ihm dieselben, die darin eine Schwäche erkannten, den Durchzug verweigerten.

Ich hatte schon im September in London, von Colonel Paget, der selbst zweimal im Somâliland gewesen, auf das Liebenswürdigste unterstützt, all' die vielerlei Anschaffungen, welche für eine solche Expedition nöthig sind, besorgt und direct nach Aden verschiffen lassen. Nun galt es alle diese verschiedenen Dinge, wie Zelte, Zelteinrichtung, Waffen, Munition, Sattelzeug und den für uns nöthigen Proviant in Conserven zu sichten und zum Transporte vorzubereiten.

Wenn die glühende Sonne in diesem öden und wildzerrissenen vulcanischen Küstenlande herabbrennt, ist es fürwahr keine angenehme Sache, Kisten auszupacken, zu ordnen, einzukaufen, kurz alle nothwendigen Schritte vor Antritt einer Expedition zu thun. Daher waren auch die drei Tage in Aden eine Prüfung für Geduld und gute Laune und wir waren froh, wenn der kühlere Abend hereinbrach, den wir gewöhnlich bei dem Gouverneur von Aden, General Jopp, dem zuvorkommenden Förderer unseres Unternehmens, und dessen liebenswürdiger Gattin zubrachten. Die gemüthlichen Plauderstunden bei diesen sympathischen Leuten auf der Veranda des Hauses, zu welcher die Brandung der See durch die stille Nacht heraufrauschte, gehören zu unseren angenehmsten Reiseerinnerungen.

Als wir dem General unsere erste Aufwartung machten, fanden wir ausser einem italienischen Prinzen

Abbruzzi, der als Marineofficier auf einer grösseren Reise begriffen war, auch den Reisenden Cecchi dort an, welcher in Aden italienischer Consul ist.

Interessant war unser Besuch in der dreiviertel Stunden von hier (dem Steamer point) gelegenen Stadt. Wenige um einen Marktplatz gelegene Strassen, flach gedeckte Lehmhäuser, welche in einem alten Krater liegen, zu denen man durch ein Felsenthor und Engpass gelangt, das ist »The camp«, wie dieser Theil Adens von den Engländern genannt wird. Wir unterhielten uns im Bazar an dem typischen, lebhaften Getriebe der hier bei den indischen Kaufleuten feilschenden Araber und Somâli.

Am 15. November abends waren wir an Bord des kleinen Dampfers »Sheïk el Barkud«, der Perim Coal Comp. gehörig, der uns und einige hier angeworbene Leute, sowie all' unser zahlreiches Gepäck, wenn auch mit Umweg über Zeïla und Bulhâr nach Berbera bringen sollte.

Im Orient muss man vor Allem Geduld lernen, denn hier gilt die Devise: »Nur langsam voran«. Wir durften uns daher nicht darüber wundern, dass wir statt am dritten erst am vierten Tage in Berbera anlangten. Die See war glücklicherweise meist sehr ruhig, doch der Gestank, der aus dem Innern des Schiffsraumes drang, unerträglich, so dass wir beide am Ende dieser denkwürdigen Fahrt der Seekrankheit

sehr nahe waren, wozu auch die schreckliche Schiffskost, von dem stets betrunkenen portugiesischen Koche bereitet, das ihrige beitrug.

In Zeïla, wo wir am 16. vor Anker giengen, fuhren wir nach dem eine halbe Stunde weit entfernten Molo und suchten den dortigen englischen Residenten, Mr. Cox, auf, den wir leider durch Fieber an's Krankenbett gefesselt fanden. Er war trotzdem sehr freundlich mit uns und seine junge Frau half uns den kurzen Aufenthalt daselbst zu einem sehr angenehmen zu machen. Sie führte uns spazieren, zeigte uns die paar Lehmhütten und Zelte, aus denen Zeïla besteht, den Bazar, dann einen Raum, in welchem alle Somâli, die mit ihren Karawanen aus dem Innern kommen, ihre Waffen bis zur Rückreise deponieren müssen — ein interessantes Waffenarsenale, aus Speeren und Messern aller Art bestehend.

Zeïla, das wegen der schwierigen Einfahrt infolge der Korallenbänke als Hafen nicht zur Bedeutung gelangen kann und von dem gegenüber liegenden französischen Obok überflügelt wird, liegt auf einer sandigen Landzunge, auf zwei Seiten vom Meere umgeben, welches zur Zeit der Ebbe weit zurückweicht und unabsehbare Strecken grauen schlammigen Grundes blosslegt, auf welchem sich Strandläufer und Krabben umhertummeln. Gegen Süden überblickt

man eine rothbraune Wüste, in der Ferne von langgezogenen Bergketten begrenzt, welche sich abends scharf gegen den gelblichen Abendhimmel abheben — eine trauriges Heim für eine junge, im grünen England aufgewachsene Dame.

Unsere Rückkehr zum Dampfer war abends nicht so einfach als die Landung es gewesen, da indess die Ebbe eingetreten und das Boot, welches uns an Bord bringen sollte, gute 1000 Schritte weit vom Molo auf uns wartete. Wir wurden jeder auf Sesseln sitzend, von vier Somâli durch die feuchten, phosphorescierenden Fluten getragen, welche Expedition bald mit einem unfreiwilligen Bade geendet hätte.

Nächsten Morgen lichteten wir gegen 10 Uhr die Anker, nachdem die Landung beendet war und abends 8 Uhr befanden wir uns vor Bulhâr, wo wir die Nacht über blieben. Dieser aus wenigen Lehmhäusern bestehende Ort besitzt keinen Hafen und kann daher nur bei gutem Wetter angelaufen werden. Während des Monsuns soll eine Landung oft tagelang unmöglich sein.

Am 18. November endlich näherten wir uns unserem Ziele. Wir hatten den vorigen Tag und Vormittag stets die Somâliküste bald näher bald weiter vor Augen gehabt — eine vom Meere ansteigende, spärlich mit Büschen besetzte Ebene,

welche weiter landeinwärts in Hügelland übergeht, das sich allmählich zu beträchtlicher Höhe erhebt und im Hintergrunde durch blaue, langgestreckte Bergketten abgeschlossen wird. Diese Berglinie ist der Nordabfall des grossen Somâli-Plateaus, das sich mit südöstlicher Abdachung weit nach Süden erstreckt. Von Weitem schon sahen wir den Leuchtthurm von Berbera und bald waren wir in dem durch eine langgestreckte, dem Festlande vorgelagerte Landzuge gebildeten Hafen, der als der einzige gute der Nord-Somâliküste, der Haupthandelsplatz des Landes, sowie Ziel- und Ausgangspunkt zahlreicher Karawanen ist.

Berbera besteht aus zwei Theilen, einem kleineren Haufen weissgetünchter Gebäude, welche aus dem Grün einiger Gärten hervorlugen, unter welchen das Haus des englischen politischen Agenten, zwei Moscheen und die Kaserne für die Polizei die hervorragendsten sind, und aus der zehn Minuten weit entfernten eigentlichen Stadt, welche ausser dem kleinen Viertel fester Lehmhäuser eine weit ausgebreitete Zeltstadt besitzt, die durch rechtwinkelige Strassen in gleichmässige Quadrate eingetheilt ist und durch die aus dem Innern kommenden Karawanen gebildet wird. Sobald die Regenzeit beginnt, verschwindet dieser ganze Theil Berberas und wandert auf dem Rücken von Kameelen weit weg in die verschiedensten Gegenden des Somâli- und Galla-

Landes, um erst im nächsten Herbste wieder zu erstehen.

Die Landung unserer Gepäcksstücke war bei weitem malerischer als unterhaltend und gieng, wie gewöhnlich, mit grossem Geschrei vor sich. Wir liessen auf einem freien Platze in der Nähe der Moschee das Zelt aufschlagen und all' unsere Sachen auf dem so improvisierten ersten Lagerplatz zusammenbringen, wo sie von unseren Leuten bewacht und gegen die übergrosse Neugierde der zahlreichen Gaffer geschützt wurden.

Hier erwartete uns noch eine grosse Enttäuschung. Bei unserem Besuche bei dem englischen politischen Agenten stellte es sich heraus, dass derselbe trotz unserer Empfehlung durch General Jopp in Aden es für gut fand, uns allerlei Schwierigkeiten bei der Zusammenstellung unserer Karawane in den Weg zu legen, aus welchem Grunde, wollen wir dahingestellt sein lassen. So erklärte er kategorisch, Ali Khar nicht zu gestatten, selbst seine Leute auszuwählen, er wolle uns diese zuweisen u. dgl. m. Da ich aber voraus sah, dass Ali Khar jede Verantwortung in diesem Falle ablehnen werde und der ganze Erfolg der Expedition in Frage gestellt sei, war ich nichts weniger als rosig gestimmt und gieng diesen Abend in einer desperaten Stimmung in meinem Zelte zu Bette. Von einer Nachtruhe war für mich

diesmal nicht viel die Rede und während ich mich auf meinem Lager herumwarf, auf einen Ausweg aus diesem Dilemma sinnend, hörte ich unter anderen Lauten zum ersten Male das unheimliche Rufen einer Hyäne. Ich stand zeitlich früh mit dem festen Entschlusse auf, mit dem Herrn »deutsch« zu sprechen und nachdem ich ihm erklärt hatte, im Falle er mir und Ali Khar nicht freie Hand gebe, nach Aden zum General zurückzufahren, um dessen endgiltige Entscheidung einzuholen, gab er klein bei und mir entrang sich ein grosser Seufzer der Erleichterung. Von diesem Momente an war der Agent wie umgewechselt und mischte sich nicht mehr in unsere Zurüstung, welche nun auch mit allem Ernste in Angriff genommen wurde.

Da ich die Leitung der Expedition übernommen hatte, war ich die nächsten drei Tage von 5 Uhr früh bis abends vollauf in Anspruch genommen. Da gab es Leute anzuwerben, ihnen Angeld zu geben und ihre Namen zu registrieren, Kameele, Pferde, Esel, Schafe, Tauschartikel und Geschenke, Proviant für die Karawane zu kaufen, Kisten aus- und einzupacken, kurz tausenderlei zu thun, so dass ich kaum Zeit fand, an andere Dinge zu denken.

Ein Gang durch Berbera bot des Interessanten genug und ein Maler hätte tausend Studien gefunden,

bei welchen namentlich das Kameel in allen möglichen Positionen die Hauptrolle spielen würde. Doch am meisten nahmen die Somâli selbst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese sind bekanntlich keine eigentlichen Neger, sondern gehören zur hamitischen Völkerrace. Man findet unter ihnen solche mit sehr edlen Gesichtszügen und Intelligenz leuchtet aus ihren ausdrucksvollen Augen. Furchtlosigkeit ist eine ihrer Haupteigenschaften und hier ist wahrer Mannesmuth zu finden, der durch fortwährende Kämpfe geübt wird. Diese stolzen, wild aussehenden Gesellen, welche mit Würde ihre malerische weisse Tobe, die ein getreues Abbild der römischen Toga sein soll, zu tragen verstehen, kann man sich ohne Waffen, deren Tragen in Berbera verboten ist, nicht denken. Ausserhalb dieses Ortes begegnet man keinem männlichen Wesen, selbst kleinere Knaben nicht ausgenommen, das nicht zwei Speere und den kleinen, runden Schild mit sich führte. Letzterer ist aus Rhinoceroshaut oder der Rückendecke von Oryx beïsa, welche besonders geschätzt wird, verfertigt. An der Form der Speere, deren jeder Stamm sein eigenes Muster besitzt, kann man leicht die engere Heimat des Trägers erkennen. Die längsten und schlankesten Spitzen stammen aus dem Osten des Landes, während im Westen und im Gallalande die breite Form vorherrscht. Die eigenthümlichen, aus übereinandergenähten Sohlen

von Rindshaut verfertigten Sandalen, die vorne um ein gutes Stück länger als der Fuss und aufgebogen sind, scheinen ihrem Zwecke im tiefen sandigen Boden vortrefflich zu dienen.

Den letzten Abend in Berbera verlebten wir in angenehmer Weise mit unseren Schiffsgenossen Herrn Schmied, der hier den Einkauf von Thieren für Menagerien besorgt, Herrn Gross, dem einzigen hiesigen Kaufmanne, und Pater Cyrill, einem elsässischen Missionär, der mit einem zweiten französischen Bruder es versucht, den Somâliknaben etwas Sanftmuth in die kleinen wilden Herzen zu pflanzen.

Endlich war die Ausrüstung vollendet und unsere Karawane marschbereit. Dieselbe bestand aus 60 Kameelen, 4 Pferden, 6 Eseln (letztere mit der grausamen Bestimmung, den Löwen als Lockspeise zu dienen), einigen Schafen und Ziegen als mitmarschierendem Proviant, der stets wieder ergänzt werden musste. Von den 50 Mann der Begleitung waren 22 mit Snider-Carabinern, einer mit einem Winchester und unsere vier Schikari (Jäger) mit unseren Jagdgewehren ausgestattet. Die übrigen trugen ihre altgewohnten Waffen, zwei Speere und den kleinen runden Schild, mit denen in der Hand diese kühnen Leute vor Nichts zurückschrecken und selbst den Löwen angehen, wie es auch bei unserer Expedition vorkam.

Ausser den Schikaris, den 2 Seis (indisches Wort für Pferdeburschen), dem Koch und unseren persönlichen braunen Dienern, war die übrige Mannschaft in 3 Compagnien getheilt, von denen eine die Kameele mit unserer Bagage und Proviant, die zweite jene, welche den Reis, Datteln und Gij (Fett) der Leute trugen, die dritte solche zu führen hatten, die den Wassertransport theils in den landesüblichen geflochtenen Hans, theils in mit Filz überzogenen Metallgefässen besorgten. Jede Abtheilung hatte einen Anführer, der die Rationen austheilte und für seine Leute und Kameele verantwortlich war. Allen stand Ali Khar vor und hier kann ich es nicht unterlassen, zu erklären, dass wir ohne diesen vortrefflichen Abbân nie und nimmer diese Expedition glücklich ausgeführt hätten. Er hatte nicht nur unsere Leute fest in der Hand und war von ihnen geliebt und geachtet, sondern es gelang ihm auch, die Karawane vom Anfange bis zum Ende marschfähig zu erhalten, durch richtige Benützung und Behandlung der Kameele, deren wir nur wenige durch die Tsetsefliege und durch Schlangenbiss verloren. Sein Hauptverdienst aber bestand darin, dass er als geborener Diplomat und gewandter Redner es meisterhaft verstand, mit all' den verschiedenen Somâlistämmen, zu denen unser Weg uns führte, zu verhandeln und dass er uns so nicht nur vor blutigen Zusammenstössen bewahrte, sondern auch manches

Stück Zeug an Tauschartikeln ersparte. Dass eine gewisse Vorsicht im Verkehre mit den Somâlistämmen geboten sei, beweist der Umstand, dass wir vom Gouverneur in Aden eine officielle Druckschrift mit auf den Weg bekamen, in welcher uns das jedesmalige Umzäunen des Lagers mit einer Dornenhecke (Zeriba), scharfer Wachdienst bei Nacht u. dgl. m. ans Herz gelegt wurde.

II.

Aufbruch in das Innere — Beschreibung eines Marschtages — Wir erreichen Hargeisa — Das erste Wild — Fünftägiger Marsch über die wasserlose Hochebene — Flüchtige Leoparden — Erlege 3 Beïsaantilopen — Begegnung mit Major Wood -- Milmil — Die Brunnen.

Am 22. November um 3 Uhr früh wurde Reveille geblasen. In unglaublich kurzer Zeit waren die Kameele bepackt und nun verliess unsere Karawane allen Ernstes Berbera in der Richtung gegen Südwesten. Wir waren beide froh endlich flott geworden zu sein und schritten frohen Muthes der langen Zeile von Kameelen voran, welche im Gänsemarsche durch die mondscheinbeleuchtete Ebene zog. Da ein Marschtag so ziemlich dem anderen glich, will ich einen solchen beschreiben.

Lange vor Tagesanbruch wird man durch das vielstimmige Geschrei der Somâli geweckt, welche

die verschiedenen Lasten auf die Kameele zu packen beginnen, und da dieses Volk nichts unternimmt, ohne dabei in aufgeregtester Weise und im lautesten Tone zu schreien, kann man sich denken, dass dies ein ausgiebiger Wecker ist. Man muss sich erst an dieses laute Wesen gewöhnen und glaubt anfangs, es müsse ein erbitterter Streit ausgebrochen sein, während die Leute nur bei friedlicher Arbeit begriffen sind. Manche pflegen beim Geschäfte des Sattelns der Kameele oder Pferde einen monotonen Gesang anzustimmen, der wie eine Litanei, aber nicht unmelodisch klingt. Wir hatten bald weg, dass unsere Somâli erfahrene Karawanenleute seien und das Geschäft des Auf- und Abladens der Kameele, sowie die Behandlung derselben sehr gut verstanden. Ali Khar erwies sich als eine wahre Perle, half überall selbst mit, trieb die Lässigen an, lobte die Eifrigen und theilte alles so gut ein, dass das Abbrechen und Aufschlagen des Lagers in kürzester Zeit vor sich gieng.

Bald erscheinen nun auch unsere zwei Boys Dschama und Muhammed mit der Laterne in unserem Zelte. Wir fahren schlaftrunken in unsere Kleider und während wir draussen beim flackernden Feuer einen von Dirri, dem Koche, bereiteten heissen Kaffee trinken, fällt schon das Zelt, von vielen geschäftigen Händen angepackt, in sich selbst zusammen und repräsentiert bald, nebst seiner ganzen Einrichtung

von Feldbetten und Stühlen, nur mehr einige Bündel und Ballen, die bald auf den Rücken der geduldig niedergethanen Kameele wandern. Schon setzt sich die Spitze der Karawane in Bewegung und wir verlassen nur ungern das wärmende Feuer, welches bei der empfindlichen Kälte am frühen Morgen eine wahre Wohlthat ist, und schreiten der Karawane voraus, während unsere zwei Ponnys nachgeführt werden.

So geht es die ersten Stunden durch die dunkle Gegend, welche bloss von den herrlich funkelnden Sternen unsicher erleuchtet wird. Hie und da verräth das unangenehme Gebrülle eines Kameeles, welches dasselbe meist ausstösst, wenn es bepackt wird, dass eine Ladung gerichtet oder fester gebunden werden muss. Bald mahnt ein rother Schein am östlichen Himmel an das Erwachen des Tages und der Sonnenball erscheint in einer Flut von rothem Golde. Der kurze Moment des fahlgelben Zwielichtes ist schnell dem hellen Tage gewichen und die afrikanische Wildnis liegt im Sonnenglanze vor uns — eine wüste gelbbraune Gegend, von Dornengestrüpp und einzelnen knorrigen Bäumen bedeckt, welche von Weitem unseren Obstbäumen im Winter ähnlich sehen, nur dass deren Krone meist verflacht ist. Trockene Flussläufe durchfurchen die Landschaft und flachgestreckte Hügelketten begleiten uns auf beiden Seiten, während in der Ferne höhere plateauartige Berge in bläulichem

Schimmer auftauchen. Der Boden ist mit losem, scharfkantigem Gestein bedeckt und nur spärliches gelbes Gras spriesst auf der röthlichen Erde — fürwahr eine ungastliche Gegend, wasserlos, steinig und dornig!

Und doch entbehrt auch dieser Theil unseres Planeten nicht der Poesie und dies ist die Poesie der Wildnis. Der Gedanke, dass sich von hier aus quer durch den ungeheuren Continent Tausende und Tausende von Quadratmeilen Landes dahinstrecken, die seit Urzeiten her bloss von Eingebornen betreten werden, die sich in nichts von ihren Altvordern unterscheiden, ist ein ganz eigener. Wie ehedem ziehen die Nomaden mit ihren Kameelen und anderen Hausthieren von Weide zu Weide, von Brunnen zu Brunnen, befehden sich die von Alters her in Feindschaft lebenden Stämme in blutigem Kampfe, bevölkern Rudel von Antilopen aller Art die Buschsavannen, unter denen der Löwe seine Opfer sucht und findet. Nichts mahnt an das sogenannte XIX. Jahrhundert und man fühlt sich in die Urzeit der Völker zurückversetzt, wo zwar rohere Sitten als jetzt, aber natürlichere Zustände obwalteten.

Die früher herbeigewünschte Sonne meint es bald allzu ehrlich und brennt mit Macht auf den Wanderer herab, und gerne schwingt man sich zur Abwechslung in den Sattel. Gewöhnlich reiten oder gehen wir eine

gute Strecke rechts oder links von der Karawane, um dem hie und da erspähten Wilde nachzustellen, und kommen ein für alle Male überein, dass jeder von uns abwechselnd die rechte oder linke Seite der Gegend, in der Richtung des Marsches betrachtet, als sein Pürschterrain ansehen solle.

Um 9, oft erst um 10 Uhr macht die Karawane Halt, die Kameele werden abgeladen und sind bald über die ganze nächste Gegend vertheilt, nach guten Bissen an den Büschen und Bäumen suchend, während Pferde, Esel und Schafe theils an dem braunen Grase naschen, theils den Schatten eines Baumes aufsuchen, um daselbst sinnend der Ruhe zu pflegen. Die Leute kochen sich das Mittagmahl, aus Reis und Gij bestehend, und auch Dirri hantirt vor einem schnell angefachten Feuer mit seinen Pfannen und Kesseln und hat bald ein »Tiffin« fertig. Gewöhnlich erhebt sich um diese Zeit ein starker Wind, der bis nach Mittag andauert, so dass gerade während der Mittagsrast, besonders im Schatten, die sengende Hitze nicht so fühlbar wird. Doch die ärgsten Stunden sind jene nach der Rast, wenn um 1 Uhr aufgebrochen und bei glühender Hitze, eingelulltem Winde und langsam sich hinziehendem Staube weitermarschiert wird. Wie erquickend wirkt da eine kleine aufspringende Brise und mit welcher Freude begrüsst man den allmählichen Niedergang der Sonne!

Meist um 5 Uhr oder bald nachher erreicht die Karawane den Lagerplatz und es dauert nicht lange, so sind die Kameele abgeladen, eine kreisförmige Zeriba (Dornenhecke) errichtet, in deren Mitte unser Zelt steht. Die verschiedenen Kameelladungen bilden längs der Dornenhecke eine zweite Linie und sind mit den aus Bast geflochtenen Kameeldecken bedeckt. Feuer werden angezündet und bevor die Schatten der Nacht die Gegend in Dunkel hüllen, sind alle Thiere in das Innere der Zeriba getrieben worden, wo sie dicht aneinandergedrängt niedergethan sind, und wo die Kameele in stoischer Ruhe wiederkäuen. Die Wachen sind eingetheilt und lassen von Zeit zu Zeit ihren Ruf erschallen oder singen sich eine Weise vor.

Dies ist der angenehmste Moment des Tages, wenn wir nach dem Essen rauchend ums Feuer sitzen und mit Ali Khar die weiteren Pläne besprechen, uns von ihm allerlei Geschichten und Abenteuer aus dem Somâlilande erzählen lassen oder ihm über europäische Zustände gewünschte Aufklärung geben. Nichts malerischeres gibt es, als diese Abende im Lager. Die zahlreichen Feuer werfen rothe, flackernde Lichter auf bronzene Schultern und wilde, aber angenehme Gesichtszüge, auf die phlegmatischen Kameele oder die schnaubenden Pferde. Gewehrläufe und Speere blitzen und das Ganze hat einen kriegerischen

Anstrich. Nach und nach verstummt das aufgeregte Stimmengewirre der mit einander plaudernden Somâli, die Feuer sind in Gluthaufen verwandelt und das Lager liegt in Ruhe und Stille da, während Myriaden von herrlichen Sternen aus dem dunklen Nachthimmel herabblitzen oder der Mond die schweigsame Gegend mit seinem Silberglanze erfüllt. Bloss der glucksende Ruf der Hyäne oder das entfernte Geheul von Schakalen und der Ruf der Wachen unterbrechen hie und da die Stille der Nacht.

Dies ist der Gang eines Durchschnitts-Marschtages. Einer gleicht so ziemlich dem andern, alle bringen gesunde Müdigkeit, grossartigen Appetit und guten Schlaf mit sich und können als vorzügliche Cur gegen viele nervöse Leiden unseren Stadtmenschen bestens anempfohlen werden.

Am siebenten Tage erreichten wir gegen Abend Hargeisa oder Klein-Harar, eine der wenigen permanenten Ansiedlungen des Somâlilandes. Unser Weg hatte uns von Berbera in südwestlicher Richtung bald durch Ebenen, die von felsigen Plateauabfällen begleitet waren, bald über breite, steinige Terrainwellen allmählich ansteigend hiehergeführt, wobei wir zahlreiche von den im Süden sichtbaren Bergabfällen kommende trockene Flussläufe übersetzten. Die dürre und steinige Gegend war von einzelnen Mimosen, Akazien und anderen dornigen Bäumen

und Büschen bestanden, während nur längs der ausgetrockneten Flussläufe eine dichtere Vegetation von Aloen und Cactusarten zu finden war. Wasserlöcher erreichten wir am Ende jeden Marsches, wenn auch die Qualität des Wassers eine sehr zweifelhafte war. Doch daran mussten wir uns gewöhnen und verstanden es zuletzt, das gefilterte und gekochte Wasser durch Flaschen, die in nasses Stroh gehüllt wurden, sogar recht kühl zu machen.

Wir begegneten zahlreichen Karawanen, welche oft weit aus dem Innern kommend, meist mit Fellen beladen, Berbera oder Bulhâr zustrebten und stets malerische Abwechslung boten. Obwohl das Wild an dieser vielbegangenen Karawanenstrasse selten und scheu ist, gelang es doch jedem von uns beiden am Marsche einige Exemplare der verschiedenen Gattungen zu erlegen.

In der Küstenebene, dem sogenannten Gobân, die bis zum Plateau ansteigt, trifft man eine Gazellenart, von den Somâli Dhero genannt (Gazella Pelzelni, *siehe Tafel X1)*, von welcher ich, nebst einem vom Raubzuge nach Hause schleichenden Schakale, gleich am ersten Tage einen Bock mit sehr gutem Gehörne erlegte. Weiter im Inland, am Plateau, weicht diese Gazelle der Gazella naso *(siehe Tafel X3)*, so genannt wegen der ober den Nasenlöchern befindlichen losen Decke. Nach den ersten Märschen begegneten wir

dem äusserst scheuen, langhalsigen »Gerenuk« (Gazella Walleri, *siehe Tafel X 4)* und dem sogenannten »kleineren Kudu« »Strepsiceros imberbis« *(siehe Tafel X 2,* Somâli: Aderio), welch' letzterer meist in dem die trockenen Flussläufe begleitenden Busche zu finden ist. Auch von diesen beiden Gattungen gelang es mir im Laufe der ersten Marschtage je ein starkes Exemplar zur Strecke zu bringen. In den felsigen buschbewachsenen Abhängen des Gan Libah und den Golis-Bergen (wie Theile des grossen Plateauabfalles südlich von Berbera heissen) kommt ausser dem Klippspringer (Oreotragus saltatrix) auch der grosse Kudu (Strepsiceros kudu, *siehe Tafel X 5)* vor, welcher zu den grössten Antilopen des Somâlilandes gehört und ein prächtiges Gehörne besitzt. Erst wenn man gegen Hargeisa kommt, kann man hoffen mit der stattlichen Beïsaantilope *(siehe Tafel IX 2)* zusammenzukommen, deren fast meterlanges Gehörne eine hübsche Jagdtrophäe bildet, während Gazella Soemmeringi *(siehe Tafel X 6)* bloss von da ab südlich vorkommt.

Das erstemal, wo ich mit Oryx beïsa zusammenkam, entdeckte einer meiner Schikari vier dieser Thiere auf ungeheuere Distanz. Sie standen auf einer blossen Stelle einer der buschbewachsenen Terrainwellen. Ich pürschte sie nach grossem Umwege mit gutem Winde an und war ihnen nach einer kleinen halben Stunde so weit an den Leib

gerückt, dass ich mit freiem Auge die langen dolchartigen Hörner unterscheiden konnte. Noch einige hundert Schritte gebückten Schleichens bis zu einem Felsblocke und ich konnte meinen Schuss anbringen, der auch traf, so dass ich bald die Beute zu meinen Füssen bewundern konnte.

Die niedlichste Wildgattung, welche nirgends im Somâlilande fehlt, ist das Dik-Dik (Neotragus saltianus), — wahrhaftige Zwerge unter den Antilopen und nicht grösser als ein frisch gesetztes Rehkitz. Bisher konnte ich es nicht übers Herz bringen, diese netten Geschöpfe, welche gewöhnlich zu Zweien angetroffen werden, zu schiessen und wartete auf den Moment, wo ich genöthigt sein würde, solche für die Küche zu erlangen.

Auch das Warzenschwein (Pachocoerus aethiopicus), von welchem der Eber ungeheure Waffen besitzt und das sich ungehindert vermehren darf, da es von den Somâli als unrein betrachtet und daher nicht gejagt wird, kommt fast überall vor, ebenso der Panther, den man jedoch seiner nächtlichen Lebensweise halber selten zu Gesicht bekommt. Der Löwe ist in diesem Theile des Landes schon ein seltener Gast geworden und der Elefant, welcher noch vor wenig Jahren in dem Gebirge südlich von Berbera vorkam, wird heute erst einige Tagereisen westlich von Hargeisa in Merodilêj angetroffen.

Nachdem wir in Hargeisa drei Rasttage benützt hatten, um unser Gepäck auf das möglichst geringste Mass zu schmälern und hiebei manche Delicatessen mit schwerem Herzen zurücklassen mussten, brachen wir mit wohlgefüllten Wassergefässen am 2. December früh in südlicher Richtung zum fünftägigen Marsche über die wasserlose Hochebene auf, welche das Küstenland vom eigentlichen Herzen des Somâlilandes, dem Ogadên, trennt und »Haud« genannt wird.

Wir marschierten täglich 10 Stunden, beiläufig von 4—10 und von 1—5, und unglaublich schnell war das Tempo der reisenden Karawane, so dass man einen guten Schritt anschlagen musste, um dieselbe zu überholen.

Nachdem man bald nach Hargeisa den höchsten Punkt des Kammes überschritten hat, senkt sich die unabsehbare Hochebene in breiten, riesigen graugrünen Wellen allmählich gegen Süden. Der rothsandige Boden ist bald dichter, bald lichter mit Mimosen-Akazien und anderen dornigen Bäumen und Sträuchern bedeckt, während man die charakteristischen rothen Termitenhügel nie aus dem Auge verliert, welche bald als rundliche Kegel, bald als oft 5 Meter hohe säulenartige Gebilde fast in keiner Gegend des Somâlilandes fehlen. Nur an einzelnen Stellen wird die Landschaft parkartig und breitet sich sogar zu savannen-artigen Ebenen aus, deren grösste Zeïla

genannt wird. Wir durchzogen diese baumlose Steppe am zweiten Marschtage in etwas mehr als 2 Stunden, ohne Hartebeest gesehen zu haben, welche hier angetroffen werden sollen. Merkwürdig waren die Effecte der Luftspiegelung, als die Sonne höher stieg. Milchigblaue Seen schienen in der Ferne die gelbliche Ebene zu begrenzen. Nach und nach flossen diese blauen Tinten auseinander und lösten sich allmählich in der ober dem Boden zitternden Luft in Nichts auf.

Ich rückte an diesem Tage etwas später in das Mittagslager ein und fand Alles daselbst in grosser Aufregung. Ein weiblicher Leopard mit einem Jungen war vor der herannahenden Karawane flüchtig geworden, von den Leuten für Löwen gehalten und längere Zeit von Coudenhove und Ali Khar zu Pferde verfolgt worden, bis ein dichteres Gestrüppe die Flüchtigen in seine schützenden Arme aufnahm.

Wir kamen hierauf durch manche Landschaft, die in ihrer Abwechslung von einzelnen grösseren Bäumen, Büschen und Grasebenen mit einem englischen Parke zu vergleichen war und ideale Pürschplätze bot.

Besonders an eine solche Gegend will ich mich gerne erinnern. Ich sah dort ausser mehreren Rudeln von Gazella Soemmeringi ein solches, 30—40 Stück von Oryx beïsa enthaltend, und konnte in weiter Ferne 5—6 Strausse mit ihren rothen Hälsen und schwarz-weissem Federnschmucke beobachten, wie

sie im eiligen Laufe vor dem Eindringling flüchteten. Ich pürschte die Beïsaantilopen an, zuerst einen einzelnen Dornbusch als Deckung benützend, dann hinter einem Termitenhügel auf allen Vieren durch das Gras kriechend, bis ich von dem Ameisenhügel aus auf die schon unruhigen Thiere schiessen konnte, wobei ich zwei auf die Decke brachte und gleich darauf, die Flüchtigen hinter einem Busche anlaufend, ein Drittes. Dieselben wurden als willkommene Speise nicht nur von unseren eigenen Leuten, sondern auch von der unter unserem Schutze reisenden kleinen Handelskarawane sofort zerlegt und mittelst Kameelen zum nächsten Lagerplatz transportiert. In dieser Gegend sahen wir die ersten Löwenfährten und auch sogar solche vom Rhinoceros. Auch von Gazella Soemmeringi, die an dieser begangenen Karawanenstrasse meist in kleineren Rudeln von 10 bis 20 Stück vorkommt, erlegte ich hier das erste Exemplar.

Schon seit Berbera gieng die Kunde von einem Major Wood, der in der Gegend des Webbi Schebêli jagen sollte und von Zeit zu Zeit hörte man sagenhafte Berichte über ihn. Am letzten Marschtage verbreitete sich auf einmal die Nachricht, dass zwei Weisse in Milmil — so heisst unser Ziel — gelagert seien.

Wir waren von der hochgelegenen Steppe allmählich in ein auf beiden Seiten durch röthliche Felsabfälle begleitetes, etwa eine Stunde weites Fluss-

thal hinabgekommen und marschierten im wasserlosen, sandigen Flussbette fort, welches von hohen Laubbäumen dicht umsäumt war, deren dunkelgrüne Blätterkronen einen angenehmen Contrast zu der dürren Vegetation der Hochebene boten. Bei einer Biegung des Flussbettes sahen wir uns plötzlich einer entgegenkommenden Karawane gegenüber, welche sich als die Major Wood's erwies.

Man sah an den Kameelen verschiedene Gehörne und gestreifte Zebrafelle befestigt, erkannte europäische Reisesäcke und Kochgeschirre und bald schüttelten wir den zwei »Officers«, wie hier alle Europäer von Stand genannt werden, die Hände. Es waren dies Major Wood und Mr. Finsh, beide recht abgebrannt und was die Kleidung anbelangt etwas abstrapaziert aber gesund aussehend, während ihre Leute vom Fieber sehr herabgekommen waren. Wir tauschten Nachrichten aus, wir gaben ihnen solche aus der civilisirten Welt, die sie im September verlassen, ohne seither Briefe erhalten zu haben, sie uns solche aus dem Inneren. Sie hatten über dem Webbi gejagt und eine Giraffe, sowie einige Elefanten und Nashörner erlegt, doch keinen Löwen. Aus ihren Erzählungen entnahm ich, dass sie mit Aulihan-Somâli gar nicht zusammengetroffen waren. Ein Händeschütteln und »good luck to you« und dieses seltene Zusammentreffen in der afrika-

nischen Wildnis war vorüber; sie zogen gegen Norden der Civilisation und dem Luxus entgegen, wir gegen Süden in das Herz des Somâlilandes.

Am 6. December gegen Mittag schlugen wir in Milmil unser Lager auf und bald konnten Kameele und Esel, die fünf Tage ohne Wasser ausgehalten hatten (während die Pferde zweimal getränkt worden waren), mit dem ersehnten Nass gelabt werden. Milmil ist bloss der Name des Wasserplatzes und nicht der eines permanenten Dorfes, deren es im Somâlilande überhaupt sehr wenige giebt. Die Zahl der Besucher der dortigen Brunnen variiert ungemein je nach der Jahreszeit.

Diese sogenannten Brunnen, welche in der trockenen Jahreszeit sehr spärlich durch das Somâliland vertheilt sind, finden sich an gewissen Stellen der ausgetrockneten sandigen Flussläufe und bestehen aus einer Reihe 1 bis 10 $^{m}/$ tiefen Löchern, die von den Somâli ohne andere Werkzeuge nur mit Stäben und mit den blossen Händen ausgeworfen werden, bis die Eingeborenen auf das röthlich gefärbte Sickerwasser stossen. Anziehend ist das Leben und Treiben bei solchen Wasserplätzen, wenn ungezählte Kameele, Schafe, Pferde und Esel in langen Reihen von und zu dem Trinkplatze ziehen, von laut kreischenden Weibern, Kindern und mit Speeren bewaffneten Männern begleitet. In den Wasserlöchern sieht man meist

splitternackte Individuen, deren Kopf hie und da auftaucht, damit beschäftigt, das Wasser mit den unten spitzen, geflochtenen Gefässen aufzufangen, welche sie einem zweiten, oft einem dritten und vierten hinaufreichen oder werfen, die nun das kostbare, aber nicht sehr einladend aussehende Nass entweder in eigene, flache Gefässe oder in einen kleinen, mit den Händen aufgedämmten Teich schütten, aus welchem die Thiere gierig saufen.

Unweit eines solchen Platzes waren auch wir jetzt unter schattigen Bäumen gelagert, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend trieb sich um unsere Zeriba zahlreiches Volk herum, neugierig die weissen Officers und ihre Habe betrachtend und mit eintöniger Stimme bettelnd. Auch der angesehene weissbärtige Scheich dieses Platzes, der im Laufe des Tages speerschwingend auf dem mit rothen Fransen gezierten Ponny herangesprengt kam, fand es nicht unter seiner Würde des Abends im Dunkel ausserhalb der Zeriba in einer mit kläglicher Stimme herabgeleierten Litanei um Geschenke zu bitten. Ali Khar, der überhaupt gross im Reden war, fieng nun mit diesem unsichtbaren Besucher ein langes Zwiegespräch an, in welchem er dem Greise vorwarf, Handelskarawanen geplündert zu haben, weshalb er keine Geschenke verdiene. Nachdem er ihm so längere Zeit ins Gewissen geredet, lud er ihn doch schliesslich ein ins Lager zu kommen

Unsere Escorte. (Seite 15.)

und bedachte ihn mit Datteln und Reis, wofür uns der Alte seinerseits Milch und zwei Schafe brachte.

Am nächsten Tage kam noch ein anderer Häuptling dahergesprengt, welcher, wie uns Ali Khar sagte, dem Stamme angehörte, der eine vor zwei Tagen von uns begegnete Karawane, die auch einige Verwundete aufzuweisen gehabt, beraubt hatte. Diesem edlen Raubritter wurde auch ins Gewissen geredet und gesagt, dass er vorerst die geraubten Schaffelle und Rhinocerosschilde ausliefern solle, bevor er an Geschenke denken dürfe. Wie vorauszusehen, glänzte dieser Ehrenmann seitdem durch seine Abwesenheit.

Die einzelnen Somâli-Stämme, sowie die benachbarten Galla und Abessinier, leben untereinander in steter Fehde und halten den Raub von Kameelen für ihr legitimes Recht. Einen Tagmarsch südlich von Hargeisa passierten wir eine Zeriba, wo am vorhergegangenen Morgen 400 Kameele geraubt worden waren, deren zahlreiche Fährten wir längere Zeit auf unserem Marsche beobachten konnten. Einige der Beraubten sollen bei dem Überfalle mit bösen Speerstichen bedacht worden sein. Die Räuber sollen Haber Gadschi, die Beraubten Haber Auál gewesen sein.

III.

Mein erster Löwe — Neuer Löwenalarm — Sassabene — Tod eines Somâli — Jagd auf der Ebene von Aurigi — Balballâd — Ein Löwe zerreisst zwei Hirten — Wir marschieren weiter — Besuch der Rêr Amâden.

Am nächsten Tage liefen in Milmil Nachrichten über Löwen ein, die in einer benachbarten Zeriba in den letzten Tagen ein Kameel und 6 Schafe zerrissen hatten. Wir zipfelten, wer von uns beiden auf den Nachtanstand gehen sollte und ich gewann. Da es aber das erstemal war, dass wir mit dem Löwen anbinden sollten, beschloss Coudenhove mich zu begleiten. Wir ritten nachmittags in 3 Stunden nach der Zeriba und waren bei Einbruch der Dämmerung am Platze.

Unsere vorausgesandten Leute hatten aus dornigen Akazienzweigen einen Schirm errichtet, in welchen wir und zwei unserer Schikari krochen. In einer Entfernung von kaum drei Schritten war der arme Esel, welcher geduldig unsere Lagerdecken zur Stelle getragen hatte, als Lockspeise für die Löwen ausgebunden und nun lagen wir mäuschenstill und horchten in die dunkle Nacht hinaus.

Rings um uns durch die Dornenhecke blitzten und funkelten die Sterne herein und da wir uns auf einem Hochplateau befanden, konnte man hell-

leuchtende Sterne unmittelbar ober dem Horizonte, scheinbar unterhalb der Wagrechten beobachten.

Aus der nahen Zeriba der Hirten schallte das Brüllen und Blöcken der Kameele und Kühe, sowie das laute Geplauder der Somâli herüber. Doch nach und nach wurde es stiller und man hörte nur von Zeit zu Zeit, wie der Esel das spärliche Gras in seiner Nähe abzupfte.

Meine Gedanken waren allmählich in das Reich der Träume hinübergewandert, als ich jäh durch einen fürchterlichen Lärm aus dem Schlummer geweckt wurde; der Esel lag unter des Löwen Fängen dahingestreckt. Der Boden hatte unter dem schweren Sprunge gezittert, ein kurz abgestossenes, keuchendes Wuthgebrülle hatte sich mit den Schreckenslauten des umherschlagenden Esels gemischt, und nun war nur das hastige Reissen und Beissen, sowie das glucksende Schlürfen des gierigen Raubthieres und das dumpfe Stöhnen des armen Opfers zu hören.

Als ich aus dem ovalen Schussloche vorsichtig hinausblickte, konnte ich mit dem besten Willen nicht mehr ausnehmen, als ein unbestimmtes Etwas, das gerade so gut der Esel als der Löwe sein konnte. Was ich aber merkwürdigerweise deutlich wahrnahm, war ein kreisrunder schwarzer Fleck, der sich von dem lichteren Sande abhob und rasch gegen mich zu vergrösserte — das aus den Wunden fliessende Blut

des Esels. Ich zielte so gut es gieng auf die dunkle Form, die ich für den Löwen hielt und drückte los. Einige wüthende »Wuh-wuh-wuh« und der Löwe sprang dicht rechts neben uns vorbei. Da presst mich der Schikari am Arme, deutet zum Schussloche hinaus und macht mich verstehen, noch einmal zu schiessen. Ich starre in die Dunkelheit hinaus und erkenne bald, diesmal sehr deutlich, rechts neben dem da liegenden Esel eine Gestalt, auf die ich feuere. Abermals Wuthgebrülle und dieser Löwe springt links am Schirm vorbei. Bald aber hört man ihn unweit mit klagenden Tönen verenden.

Die Schikari drücken ihre Freude aus und schütteln mir die Hände, ebenso wie mein Genosse, mit dem ich in flüsterndem Tone das Geschehnis bespreche, welches nicht so leicht aus meinem Gedächtnisse schwinden wird.

Obwohl jetzt die Chancen geringer waren, dass noch ein Löwe den zerrissenen Esel aufsuchen werde, hielten es die Schikari doch für möglich, da die Hirten 5 bis 6 Löwen in der Nähe zu wissen vorgaben und Coudenhove nahm nun meinen Platz in der Nähe des Schussloches ein, um für alle Fälle bereit zu sein.

Es war noch nicht 10 Uhr gewesen, als die kurze Tragödie sich abgespielt und langsam, sehr langsam vergieng diese Nacht. Das Lager war ein recht hartes

und eine Unzahl Zecken und Ameisen hatte unseren Körper als Tanzboden zu nächtlichem Reigen auserkoren.

Nachdem meine Schüsse gefallen waren, hörte man aus dem benachbarten Hirtenlager ein aufgeregtes Stimmengewirre herüber, welches sich nur allmählich beruhigte. Dafür konnte man nun das widerliche Rufen der Hyänen und Schakale ringsum vernehmen.

Mit offenen Augen lag ich da zu den prachtvoll schimmernden Sternen aufblickend und dachte an die unerbittlichen Gesetze der Natur, welche die Schwächeren den Stärkeren zum Opfer bestimmen. Eben waren wir die Veranlassung und Zeugen eines Schauspieles gewesen, das sich seit undenklichen Zeiten hierzulande abspielt und abspielen wird, bis der letzte Löwe im Somâliland von dem mit Mordinstrumenten bewaffneten Menschen ausgerottet sein wird.

Welches Recht hat Letzterer in solcher Weise in das Leben und Weben der Natur einzugreifen? Oder sollte er unbewusst bloss als Mittel zum Zwecke dienen? —

Endlich blinkte ein heller Schein im Osten; ein kühler Wind strich über die Hochebene und der junge sehnlichst erwünschte Tag erschien, ohne dass weiter ein Löwe seine Aufwartung gemacht hätte.

An die hundert Schritte weit in den Büschen fanden wir den verendeten Löwen, leider von seinem angeschossenen Genossen, dessen Fährte zu ihm hinführte, etwas angeschnitten. Es war ein starkes männliches Exemplar, doch fast ohne Mähne. *(Siehe Tafel IX 4).*

Von dem zuerst Beschossenen fanden wir ausser Schweiss auch ein Stück Knochen und machten uns daran, vorsichtig der Fährte zu folgen. Diese Nachsuche war sehr aufregend, da man den angeschossenen Löwen hinter jedem Gebüsche und jedem dickeren Grasbüschel vermuthen konnte. Nach längerem Nachziehen kam einer der uns begleitenden Somâli herbeigelaufen mit der Nachricht, er habe deutlich ein Gebüsch sich heftig bewegen sehen.

Wir stellten uns unter dem Winde an und die Somâli zündeten das dürre gelbe Gras an, um den Löwen gegen uns zu treiben. Es dauerte nicht lange, so loderten die Flammen prasselnd in die Höhe und rückten, immer grössere Dimensionen annehmend, intensive Hitze verbreitend, zuletzt haushoch mit Brausen emporschlagend, auf uns zu — ohne dass ein Löwe erschien. Wir mussten dem grausig schönen Elemente weichen, welches noch lange dunkelschwarze von der Lohe röthlich beleuchtete Rauchwolken emporsandte.

Der Löwe war, wie dann constatiert wurde, früher heraus gewechselt.

Ali Khar, von einem Berittenen geholt, erschien nun in unglaublich kurzer Zeit und übernahm die Führung der Nachsuche, die leider resultatlos verlief, indem der Löwe in steinige Gegenden wechselte und der Schweiss aufhörte. So wurde denn beschlossen, dass Coudenhove noch diese Nacht in der Zeriba zubringen sollte, während ich ins Lager zurückritt.

Zeitig am Morgen des 9. December war wieder Löwenalarm: ein Pferd sei zerrissen worden und einige Eingeborne hätten die Fährte ein Stück weit verfolgt, die auf dem sandigen Boden leicht zu behalten sei. Ich wartete auf meinen Reisegefährten, der bald vom Ansitze unverrichteter Sache, doch nicht ohne Löwen gehört zu haben, zurückkehrte und bald brachen wir wieder zur Jagd auf.

Ali Khar und ein junger Somâli tummelten zwei sehnige Ponnys, um, wenn nöthig, den flüchtigen Löwen zu Pferde zu verfolgen und, wie es schon oft mit Erfolg geschehen, denselben dadurch zu bewegen, so lange sich zu stellen, bis der Schütze herangeeilt sei. Es war ein hübscher Anblick, die kräftigen, halbnackten Somâli in schnellster Carrière heransprengen, dann plötzlich das Pferd auf die Hinterhand werfen und ihren Wurfspeer sausend auf grosse Entfernung schleudern zu sehen, und es erinnerten mich diese Reiterstückchen an die Indianer Nord-

amerikas, welche einen ähnlichen Sitz zu Pferde und ähnliche Marterinstrumente im Maule ihrer Thiere haben.

Wir waren schon mehr als eineinhalb Stunden den frischen Löwenspuren mit unseren Schikaris und einigen anderen speertragenden Somâlis gefolgt und hatten uns eben bei einem vielversprechenden, an hohem, gelben Grase und dichtem Busche reichen Wasserriss länger aufgehalten, als plötzlich der Löwe hinter uns flüchtig signalisiert wurde. Er war aus einem Dornengebüsch aufgesprungen, welches Einige von uns ganz nahe passiert hatten und welches er erst verliess, als Far Harobel, mein Schikari, noch einmal zurückgegangen war, um dort nachzusehen. Ein wildes Nachstürmen, Rufen und Sprengen seitens der Reiter; doch der Löwe konnte in den hohen Büschen nicht mehr gesehen werden, so dass wir wieder auf das Fährtensuchen angewiesen waren, welches uns schliesslich an den steinigen Plateauabfall brachte, wo in Steinplatten, Gerölle und Dornen jede Spur verloren gieng.

Am 10. December verliessen wir Milmil, nachdem wir die letzten Briefe durch eine Handelskarawane heimwärts gesandt und langten nach Überschreitung des trockenen Dscherad-Flusslaufes und Übersetzung einer Hügelkette am 11. in Sassabene an, welches uns wegen eines traurigen Zwischen-

falles in Erinnerung bleiben wird. Ein junger Somâlihirte von dem Stamme der dort lebenden Melengúr wurde nämlich leblos aus einem der Wasserlöcher des trockenen Flussbettes herausgezogen, und alle unsere Versuche, ihn zum Leben zurückzurufen, blieben erfolglos. Es war ein lange unbenützt gebliebener Brunnen gewesen, und der Bursche scheint von giftigen Gasen des alkalischen Wassers asphyxiert worden zu sein. Wir schenkten den armen jammernden Angehörigen des Verunglückten weisses Leinenzeug von unserem Vorrath an Tauschwaaren, um die Leiche einzuwickeln und unsere Leute begruben ihn.

Am Abhang eines Hügels war hier eine ungeheuer grosse alte Zeriba zu sehen, welche, wie man uns sagte, im Vorjahre von Abessiniern errichtet worden war, die einen Raubeinfall in diese Gegend gemacht hatten, was häufig vorzukommen scheint.

Wir veranstalteten ein Scheibenschiessen für unsere Leute, um ihnen Gelegenheit zu geben, mit ihren Waffen vertraut zu werden, und obwohl manche Schüsse neben der Scheibe in den Boden drangen, konnten wir doch die erfreuliche Wahrnehmung machen, dass unsere Somâli mit Feuerwaffen umzugehen verstünden. Es waren übrigens auch solche dabei, die schon grössere Expeditionen mitgemacht hatten. Wer den kindischen Charakter der Eingebornen

kennt, kann sich vorstellen, mit welchem Geschrei und Gelächter die ganze Sache vor sich gieng.

Ich erlegte hier zwei »Aul«-böcke, wie Gazella Soemmeringi von den Somâli genannt werden, welche ich unweit des Lagers auf einem steinigen Abhang äsend entdeckte, den zweiten auf sehr weite Distanz und nach längerem Nachlaufen.

Von Zeit zu Zeit wurden wir daran gemahnt, dass wir Löwen als unsere nächsten Nachbarn betrachten müssten, so z. B. hier, wo ein altes Weib vor zwei Tagen von einem dieser Raubthiere verspeist worden war. Jetzt konnten wir uns leider nicht mit der Jagd auf diese Thiere eingehend befassen, da wir ein weites Ziel vor uns hatten und der Proviant sowie Tauschmittel knapp bemessen waren.

Am 13. December marschierten wir durch eine weit offene Ebene (Aurigi) und am Nachmittage über einen Bergzug in eine zweite, offene Thalmulde (Engelile) hinab, wo zahlreiches Vieh und Tausende von Schafen weideten.

Die Grasebene Aurigi war von manchen Rudeln der Gazella Soemmeringi bevölkert. Doch war ein Anpürschen bis auf Schussdistanz der mangelnden Deckung wegen sehr schwierig. Erst nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen gelang es mir mit Benützung einer Terrainmulde und eines freundlichen Dornbusches einem grösseren Rudel

näherzukommen und einen guten Bock daraus anzuschiessen, welcher nun in der allgemeinen Flucht etwas zurückblieb. Da sehe ich plötzlich wie ein zweiter Bock wüthend auf den kranken losstürzt und ihn im Anpralle zu Boden wirft. Als sich der Staub verzogen, stand der Sieger noch immer über seinem Partner und ich zögerte nicht, ihn durch meine Kugel neben seinen Genossen hinzustrecken. Da ich ein weibliches Gehörne für meine Sammlung wünschte, erlegte ich mit dem dritten Schusse noch eine neugierige alte Gais, die dem Kampfe von ferne zugesehen hatte. Der eine Bock, welcher einen Krellschuss hatte, machte mir und Far Harobel beim Abgnicken noch viel zu schaffen, wobei ich mir bei dem Ringen ungeschickter Weise das Jagdmesser tief ins Bein stach, welche Wunde mir längere Zeit beim Gehen und Reiten hinderlich war.

Später erlegte ich noch aus einem Rudel Beïsaantilopen eine feiste Kuh, so dass unser Lager an diesem Tage, da auch Coudenhove zwei Aul geschossen, mit Wildpret wohl versorgt war.

Ausser den Mägen unserer eigenen Leute waren nämlich noch die der mit uns ziehenden 15—20 Handelsleute zu befriedigen, denn wir hatten einer kleinen an den Webbi heimkehrenden Handelskarawane gestattet, unter unserem Schutze zu reisen und als Gegendienst spielten diese guten Leute die Rolle der Wegweiser,

allen voran »Dáher«, welcher uns späterhin in Burka unentbehrlich wurde und die ganze Reise mit uns bis zurück nach Berbera machte. Freilich sind wir infolge dessen auch oft mit Kindergeschrei bedacht, anderseits aber bieten diese mitziehenden Somâli so malerische und interessante Motive, dass man über solche Kleinigkeiten hinweggehen kann. Hier dieses alte, hagere Weib, in braune Fetzen gehüllt, zieht einen Esel nach sich, auf dem stolz ein nacktes Kind mit grossem Bauche sitzt, durch Geschrei sein Reitthier zum Gehen anspornend. Jene zweite Alte hat nicht nur auf ihrem Rücken ein ganz kleines Wesen, sondern auch einen Speer in der Rechten. Einige jüngere Somâli-Schönheiten tragen nicht ohne Prätension ihren Schmuck aus weissen und blauen Glasperlen zur Schau. Viel malerischer noch als unsere Kameele sehen die ihren aus, bepackt nach der uralten hergebrachten Art und Weise. Merkwürdig schnell haben die Weiber, sobald das Lager — sei es das Nacht- oder Mittagslager — erreicht ist, ein Miniaturdorf errichtet; die halbkreisförmigen Holzreifen werden in den Boden gesteckt und mit den braunen Kameelmatten bedeckt, ein Feuerchen brennt lustig vor jeder Hütte und sie sind »at home« — echte Nomaden, deren Heimat stets mit ihnen zieht.

Am 14. December führte unser Weg über steinige Rücken zu einer weiten buschbedeckten Hoch-

ebene empor, wobei wir auch bei dem Grabe eines der Leute Major Woods vorbeikamen. Auf dem ungeheueren Hochplateau hatten wir mehrfach Gelegenheit zu Parforcejagden zu Fuss hinter Beïsaantilopen und Gerenuk (Lithocranius Walleri). Schon längst hatten wir einsehen gelernt, dass die Pürsche auf das hiesige höchst scheue Wild sich nach dem Benehmen desselben richten müsse. Ein Ankommen auf Antilopen und Gazellen durch blosses Ankriechen war in den seltensten Fällen möglich. Wohl aber gelang es oft, wenn dieselben flüchtig geworden waren, durch richtige Benützung der Zeit, in welcher sie vom Galopp in Trab und Schritt fallen, stehen bleiben und auf den Verfolger zurückäugen, sich ihnen durch schnelles Anlaufen zu nähern. Selbstverständlich muss der Moment, in welchem sie verhoffen, den Jäger bewegungslos und in gedeckter Stellung finden. Durch mehrmaliges geschicktes Wiederholen dieses Manövers kann man ihnen oft bis auf Schussdistanz an den Leib rücken. Freilich sind diese Parforcejagden eine harte Probe für Herz und Lunge und ist es auch nicht zu wundern, wenn die Hand nach solchem Laufe beim Schiessen zittert; doch hat diese wilde Jagd einen eigenen Reiz und habe ich mehr Wild auf diese Weise im Somâliland erlegt, als durch gewöhnliches Anpürschen.

Wie oft aber misslang auch solche Jagd und ich fand mich nach Athem ringend, in Schweiss gebadet und mit umflorten Augen allein im Busch, während der Wind wie höhnend durch die Dornen pfiff.

Meist dauerte es nicht lange, bis die weit zurückgelassenen Schikari Far Harobel und Abdi Sikar, durch meine schrille Signalpfeife avisiert, nachkamen und auf ganz wunderbare Weise verstand es Elmi, der mit meinem Pferde auf der Fährte folgte, stets im richtigen Momente immer wieder aufzutauchen; doch ein paar Male war ich nahe daran, mich in der Wildnis zu verlieren.

Es gehört auch die merkwürdige Orientierungsgabe der Somâli dazu, sich in dem gleichmässig nach allen Seiten hin ausbreitenden Busch zurechtzufinden und .oft musste ich meine Leute bewundern, wie sie ohne Zaudern in schnurgerader Richtung das Lager und selbst die am Marsche befindliche Karawane zu finden wussten.

Am 15. December langten wir, über steinige Hügel hinabsteigend, in Balballâd an, wo wir von den dortigen Somâlis mit der Nachricht empfangen wurden, dass eben ein Löwe einen Hirten einer benachbarten Zeriba getödtet habe. Die ausgesandten Schikari berichteten, dass der Knabe schon bestattet und mit dem Nachspüren nichts zu machen wäre, da die Gegend steinig und dicht mit Dornengestrüpp

bewachsen sei. Als aber nachmittags wieder athemlos Boten herangelaufen kamen, derselbe Löwe hätte am hellen Tage eben wieder einen jungen Hirten zu Boden gerissen, sei aber von dessen Leiche in das nahe Gestrüpp weggescheucht worden, da eilte Coudenhove, dessen Tour es war auf den Anstand zu gehen, hin, um die Nacht in einer schnell errichteten Zeriba neben dem Leichnam zu passen.

Aber obwohl der Löwe in der Nähe gehört wurde, kam er doch nicht zu seinem Opfer, wahrscheinlich misstrauisch gemacht durch das viele Kommen und Gehen der Somâli, die Vorbereitungen zum Ansitz und nicht zum Mindesten vielleicht durch die dem armen Jungen von drei Mädchen nachgesungenen Trauerlieder.

In Balballâd hatten wir den ersten Regen. Nachdem schon den ganzen Vormittag bedeckter Himmel gewesen, gieng um 2 Uhr nachmittags plötzlich ein starker Gussregen nieder, von unseren Leuten mit lauter Freude, Tanzen und Singen begrüsst. Ebenso schnell wie er gekommen, war der Guss auch vorbei und hinterliess nur jenen markanten Geruch, der eine unvergessliche Erinnerung an die Tropen ist und durch die Verdunstung des Wassers auf dem bisher trockenen Boden mit seinen abgestorbenen vegetabilischen Stoffen entsteht.

So leid es uns auch that, nicht einige Tage länger dazu verwenden zu können, um den Tod

der armen Somâlihirten zu rächen, wir mussten vorwärts und der nächste Abend sah uns schon viele Stunden weit entfernt auf einer Hochebene mit schöner Aussicht auf ferne blaue Berge campieren. Am Nachmittag waren besonders interessante Wolkenbildungen und zur selben Zeit nicht weniger als 10 verschiedene, an allen Punkten der Windrose niedergehende Gussregen zu beobachten gewesen. Dies hatte die Luft gekühlt und der Abend war infolge dessen erquickend. Wir konnten von hier aus zwischen zwei dunklen Hügeln hindurch einen fernen Berg sehen, der bloss zwei Tagreisen vom Webbi entfernt sein soll und sich später als der kegelförmige Dôje erwies.

Der Sohn des Scheichs vom nahen Kimaleko, welche Niederlassung der Rêr Ugâs Koschen wir passiert und reich an Vieh und gutem Grase gefunden hatten, kam des Abends ins Lager geritten und wurde nach längerem Gespräche mit weissem Stoff beschenkt, worauf er befriedigt von dannen sprengte.

Am nächsten Morgen, den 17. December, wollte es nicht hell werden und dunkelschwarz drohte es im Südosten. Wir waren noch nicht lange am Marsche und eben aus einem Defilé, Kulmîs genannt, herausgekommen, als der Regen auch losbrach und ununterbrochen bis 10 Uhr vormittags dauerte. Bald war der Boden zu einem rothen Brei erweicht, in

Tanz der Aulihan. (Seite 85.)

14. Jänner 1894.

dem die Kameele halb gehend halb rutschend nur schwer vorwärts kamen. Zu guter Letzt geriethen wir noch dazu in ein undurchdringliches Dornengestrüpp, aus welchem die Karawane erst nach langem Suchen und Zeitverlust einen Ausweg fand. Wir waren daher froh, an der ersten lichten, mit gelbem Gras bewachsenen Stelle unterhalb eines kleinen Hügels campieren zu können, wo bald Alles zum Trocknen ausgebreitet und der Sonne ausgesetzt wurde, die in kurzer Zeit wieder mit Macht herabstrahlte.

Gegen Abend wurden wir mit dem Besuch von circa 10 wilden Reitern bedacht, welche sich als Rêr Amâden (welches Volk sich von hier bis gegen den Webbi zu ausbreitet) und die Stammesgenossen einiger unserer mitziehenden Handelsleute herausstellten. Sie kamen, um uns für die Freundlichkeit zu danken, die wir gehabt, ihren Landsleuten die Heimreise zu erleichtern, in Wahrheit aber besonders, um Geschenke zu erhalten, die sie denn auch bekamen, worauf sie in ihrer Freude uns verschiedene Reiterstückchen zum Besten gaben, begleitet von dem schrillen Geschrei der Weiber, das mich täuschend an das helltönende Geheul der nordamerikanischen Indianer erinnerte. Die Hauptvorstellung bestand darin, dass drei oder vier knapp nebeneinander im rasenden Galopp, die Pferde heftig peitschend, davon

stürmten, um plötzlich zu parieren und wieder zurückzusprengen. Mir thaten die armen Thiere leid, welche alle infolge der scharfen Gebisse aus dem Maule bluteten, aber es war ein ganz lebendiges Schauspiel, dem unsere Leute mit Enthusiasmus folgten und woran sogar einige selbst theilnahmen.

IV.

Ein Nachtansitz auf Löwen — Wir erreichen den Madêsso-Fluss — Erster Anblick des Webbi-Thales — Begegnung mit Abessiniern — Erlege einen Wasserbock — Weihnachten am Webbi Schebêli.

Wir hatten nahe vor der Zeriba frische Löwenspuren gefunden, und ich beschloss die Nacht am Anstande zuzubringen.

Ein beiläufig 80 Schritte von unserer Zeriba entfernter Busch wurde mit einigen abgeschnittenen Dornzweigen als Schirm hergerichtet und davor ein Esel ausgebunden. Vor anbrechender Dunkelheit zog ich mich mit meinen beiden Schikaris dorthin zurück, wegen der allzu grossen Nähe des Lagers eigentlich auf keinen Löwenbesuch rechnend. Doch erfüllte mich das seufzende Brüllen eines Löwen, welches ich später in der Stille der Nacht hörte und das von einer anderen Seite her beantwortet wurde, mit Hoffnung.

Es mochte gegen 4 Uhr morgens gewesen sein, als ich durch den plötzlichen Überfall des Löwen auf den Esel aus dem Halbschlummer gerissen wurde. Leise beugte ich mich gegen die Schussöffnung im Schirme, von welcher Far Harobel den alten Fetzen, mit welchem er dieselbe zugedeckt hatte, vorsichtig wegzog, als ich ein Zerren und Schleifen hörte. Der Löwe hatte den Strick, mit welchem der Esel an den Vorderbeinen angebunden war, zerrissen und sein Opfer circa zwei Schritte weit nach rechts gezogen. Gerade dort war der Busch am dichtesten, so dass ich unmöglich in dieser Richtung sehen konnte. Jedesmal, wenn ich versuchte die Zweige auseinanderzuschieben, hielt der Löwe im Kauen inne und schien mit angehaltenem Athem zu horchen. Wenn ich ihn nicht verjagen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als ruhig zuzuhören, wie er auf kaum drei Meter Entfernung von mir den Esel zerfleischte und zu hoffen, dass sich am grauenden Morgen, der nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte, eine Gelegenheit zum Schusse bieten werde.

War unsere unmittelbare Nähe dem Löwen doch etwas unbequem, oder wollte er eine grössere Entfernung zwischen seiner Beute und dem Lager schaffen, aus welchem man das leise Reden der Leute deutlich hören konnte, es dauerte nicht lange, so schleppte er den Esel noch weiter fort, wie es sich

später herausstellte, auf circa 30 Schritte von meinem Schirme. Dorthin hätte ich nun bei Mondlicht hinsehen können. Aber so finster war es nach Untergang des Mondes, dass ich bloss die unmittelbar vor dem Schirme sich herumtummelnden Hyänen als schwarze Schatten ausnehmen konnte. Weiter und weiter in die Büsche zerrte der Löwe seine Beute und als es allmählich lichter wurde, war nichts von ihm zu erblicken.

Obwohl ich nicht zu Schuss kam, wird mir dieser Ansitz doch unvergesslich bleiben wegen des unheimlichen Heidenspectakels, den Hyänen und Schakale aufführten. Ich hatte immer von dem Lachen der Hyäne gehört, aber bisher im Somâliland bloss einen langgezogenen Ruf dieses Thieres vernommen. In dieser Nacht aber hatte ich gelernt, was es bedeutet und es ist schwer möglich etwas grässlicheres zu hören.

Ganz nahe von meinem Busch trieben sich die Bestien herum und fiengen ihr Geschrei an: zuerst die glucksenden Rufe; dann hob eine zu lachen an, ganz merkwürdig menschlich und die übrigen stimmten in dieses Gelächter im Chore ein, bis die ganze Gesellschaft durch einige kurze Basstöne des Löwen, dessen Beute sie zu nahe gekommen, auseinandergejagt und zum Stillschweigen gebracht wurde, um nach wenigen Minuten denselben Hexensabbath von neuem zu beginnen.

Nun kam Coudenhove und Leute aus der Zeriba herüber und nach hastigem Frühstück folgten wir der Fährte des Löwen oder vielmehr der leicht erkennbaren Furche, welche durch das Schleifen des Esels entstanden war, in den Busch. Nicht mit Unrecht vermutheten wir den Löwen in nächster Nähe, da man auf einem höheren Baume grosse Aasgeier sitzen sah und von dort her noch immer das Zanken und Lachen der Hyänen hörte. Als wir in diese Gegend kamen, sahen wir auch vier oder fünf dieser scheusslichen Geschöpfe, welche sich uns gegenüber gar nicht scheu benahmen, als ob sie damit documentieren wollten, nicht wir, die Menschen, sondern der Löwe sei hier Gebieter.

Obwohl wir mehreremale deutlich hörten, wie der Löwe den Esel unmittelbar vor uns durch die dichten Büsche schleifte, konnten wir denselben nicht erblicken und mussten uns, nachdem er seine Beute in Stich gelassen, auf das Fährtensuchen verlegen. Bald stellte es sich heraus, dass zwei Löwen vor uns waren. Doch obwohl wir mit Ausdauer bis Mittag der Fährte folgten, die dann verloren gieng, gelang es uns nicht auf dieselben zu Schuss zu kommen. Sie wurden bloss einmal im Laufe der Verfolgung von einem Theile unserer Leute einen Moment gesehen. Wir hatten sie jedoch dadurch vergrämt, so dass sie nächste Nacht vorzogen unserer Zeriba fern zu bleiben.

Am 19. December überschritten wir ein hochgelegenes Plateau, von welchem aus sich eine weite Fernsicht darbot. Gegen Süden waren die blauen Umrisse des Berges Dschaballo zu sehen, zwischen welchem und dem westlicheren Gambasséj der Madêsso-Fluss gegen den Webbi hinabfliesst, längs dessen Lauf unser Weg lag. Gegen Westen war in weiter, duftiger Ferne das langgestreckte Plateau des Tschirko sichtbar, jenseits dessen wir Ende des nächsten Monates unsere Heimreise nehmen sollten und zwischen beiden ragte in der Entfernung von circa 7—8 Stunden der auffallende Kegel des Dôje aus der Ebene. Sanft absteigend übersetzten wir am Nachmittag den Madêsso-Fluss mit seinen steilen rothen Felsufern, in welchem wir schon häufigere Tümpel mit gutem Wasser fanden. Die Gegend bot hier einen frischeren Anblick dar; ja unser Lager war sogar auf einer wahrhaftig grünen Wiese aufgeschlagen, die von blütengeschmückten Büschen umsäumt war. Doch schien dies nur eine Oase in der trockenen Wüstenei zu sein.

Auf der Abendpürsche erlegte ich einen guten Aulbock auf abgemessene 225 Schritte, ein glücklicher Schuss, der jedoch im Somâliland keine zu grosse Seltenheit sein darf, wenn man eine gute Strecke erzielen will.

Am 20. December, an welchem wir ebenfalls zwei gute Märsche machten, erreichten wir nachmittags den Zusammenfluss des Madêsso mit dem von Nordwesten kommenden Sammane. Das fliessende Wasser, welches wir hier antrafen, machte nicht nur auf unsere Somâli, sondern auch auf mich nach der langen Reise durch trockene Gegenden einen ganz eigenen, belebenden Eindruck. Während man allenthalben braune Gestalten baden sah, konnte ich mir den kindischen Genuss nicht versagen, mit blossen Beinen in den klaren Fluten umher zu patschen.

Vom 21. December an blieb der Madêsso unser steter Begleiter, auf dessen hohen Ufern gewöhnlich unser Lager aufgeschlagen ward. Der Dschaballo ist nun nahe zu unserer Linken, und wir durchschreiten am Nachmittagsmarsche das Defilé zwischen den zu beiden Seiten befindlichen Bergen.

Als wir am Abende wie gewöhnlich mit Ali Khar vor dem Zelte sassen, erzählte uns derselbe den Ursprung des Namens Aulihan. Die Somâli, welche jetzt so heissen, hatten vor mehreren hundert Jahren ihren Wohnsitz am linken Webbiufer, wurden aber von den stärkeren Rêr Amâden solange durch wiederholte Überfälle heimgesucht, bis sie es vorzogen auszuwandern und über dem Webbi Schebêli eine neue Heimat zu suchen, wo sie vor ihren Bedrängern sicher waren.

Da sie gleich wie das Wild vor den Menschen geflohen waren, erhielten sie seither nach den Gazellen (Somâli: Aul) den Namen Aulihan.

Am 22. December übersetzten wir mehrere tief eingerissene Torrente, die zum Madêsso, der nun links bleibt, hinabführen, und nachdem wir schon vormittags die blauen Berge von Imi jenseits des Webbi-Thales gesehen, bietet sich uns am Nachmittage die Aussicht in das weite Thal selbst dar, in welchem wir zum erstenmale die dunklen Uferwälder des Webbi Schebêli erkennen. Jenseits steigt allmählich ein Massiv von langgestreckten Tafelbergen auf, welchen in südwestlicher Richtung eine kecke Spitze »der Logûm Ass« aufgesetzt erscheint.

Seit zwei Tagen reisen wir durch eine menschen- und wildleere Gegend; bloss die zierliche Dik-Dik-Antilope sieht man hie und da in grossen Sätzen vor der Karawane flüchten. Heute wurde von unseren Leuten am Marsche eine circa zwei Meter lange, armdicke, schön gelb und schwarz gezeichnete Schlange erschlagen, welche sie Abesso nannten und deren Biss in wenigen Minuten tödten soll. Wir kamen lange zu keinem Wasser, bis endlich spät am Abend einige unserer Leute solches in der Höhlung eines steinigen Grabens fanden, wo wir lagerten.

Am 23. December schickten wir einige verlässliche Leute als Kundschafter von diesem Lager zum Webbi,

um mit den Geleimis — so heissen die Anwohner des Flusses — Fühlung zu nehmen, während wir uns im Lager häuslich beschäftigten und Schneider, Schuster, Wäscherin und Doctor in einer Person vereinigten. Fast täglich musste ich unsere eiserne Medicinkiste aufsperren und nach Dr. Kohlstock's praktischem Nachschlagebuch Arzneien austheilen oder Wunden antiseptisch behandeln.

Unsere Leute kehren zurück und bringen vier Abessinier, von denen zwei mit Gewehren bewaffnet sind, als Gefangene mit sich. Diese Ehrenmänner, die nichts Anderes sind als gewöhnliche Räuber, haben, wie es scheint, eine Heidenangst, ihre Köpfe zu verlieren und wir können erst, nachdem man sie darüber beruhigt hat, in einem langen Schauri (Besprechung) etwas aus ihnen herausbekommen. Ein aufgeweckter Junge spricht Somâli und auf diese Weise verständigen wir uns, wenn auch auf Umwegen, mit ihnen. Sie geben vor, vom Ras Makuonen (dem Statthalter Kaiser Menilek's in Harar) abgeschickt zu sein, um von den verschiedenen Ansiedlungen längs des Webbi Tribut in Gestalt von Rindern und Schafen zu erheben. Wie dem auch sei, auf jeden Fall scheinen sie die armen Geleimis hart zu bedrücken, und in einer Art Gerichtsverhandlung, welche wir am nächsten Tage im Beisein der Geleimis abhalten, versteht es Ali Khar als gewandter Diplomat, beide Theile zu

befriedigen, indem er decretiert, dass die Abessinier kein Recht hätten, von den Somâli Tribut zu erheben, dass dieselben versprechen mögen, nicht wieder in dieser bösen Absicht zu erscheinen, und zuletzt die Geleimis bittet, ihnen als eine Art Abschieds-Trinkgeld ein Stück Jungvieh und ein Schaf per Dorf zu geben, weniger als die Hälfte ihrer früheren Forderungen. Die Abessinier waren froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein und verschwanden eilig aus der Gegend, während die Geleimis uns seither als ihre Retter priesen und Schafe und Ziegen als Geschenk, sowie ganze Fluten köstlicher Milch in geflochtenen Gefässen brachten.

Wir verlegten hierauf am 24. December unser Lager zwei Stunden weiter auf einen der letzten hügeligen Ausläufer, welcher die weite, mit gelbem Gras bedeckte Ebene dominierte, die sich bis an die Auwälder des Flusses ausbreitete. Während das Lager aufgeschlagen wurde, konnten wir der Neugierde nicht widerstehen, den Webbi in der Nähe zu sehen und ritten in einer kleinen Stunde in das permanente Dorf Goladau, das mit seinen hohen, bienenstockartigen Hütten knapp am Flusse lag.

Eine grosse Menge neugieriger Eingeborner, besonders Weiber und Kinder geleiteten uns zum hohen Flussrande und wir blickten in die rothbraunen Fluten des träge dahinfliessenden Webbi, dessen

Wasserspiegel hier beiläufig 100 Schritte breit ist. Hier und da sah man die Nase und beide Augen der zahlreichen Krokodile aus dem Wasser ragen und auf den Sandbänken konnte man diese Saurier der beschaulichen Ruhe pflegen sehen. Hier hörten wir weniger von Löwen als bisher, dafür waren die Klagen über Krokodile, welche Schafe und Rinder verspeist hätten, häufiger. Ich sah einen Knaben, dessen Brust und Rücken tiefe Narben von den Zähnen eines solchen Ungeheuers zeigten.

Während Coudenhove sich damit unterhielt, auf die Krokodile zu schiessen, zog ich es vor, in dem herrlichen, schattigen Uferwalde, der mir mit seinem Vogelsang wie ein Stück Märchenwelt erschien, auf Wasserböcke zu pürschen, wobei ich fast in eine der Fallgruben gestürzt wäre, welche dazu dienen, die in die Durra- und Maisfelder wechselnden Wasserböcke und Kudu zu fangen. Erst am Abend gelang es mir in dem auartigen Walde an einem Nebenarme des Webbi einen guten Bock der ersteren Antilopenart mit Eselsgestalt, kurzen Läufen und schönem Gehörne zu erlegen *(Siehe Tafel IX 5)*. Ein junger Geleimis hatte mir als Führer gedient, dessen Haare fast goldblond zu nennen waren. Diese röthliche Farbe der Haare entsteht durch das häufige Bekleben derselben mit einem Brei aus einer gewissen Kalksteinsorte und Wasser. Einige unserer Leute

thaten dies bei jeder Gelegenheit, wo sie dann wie in weissen Perrücken erschienen.

Da wir hier auch einige Gazellen erbeuteten, hatten wir wieder frisches Wildpret in der Küche, nachdem dieses auf den letzten Märschen selten gewesen.

Wir feierten hier am Webbistrande das Weihnachtsfest, indem wir uns gegenseitig mit Kleinigkeiten beschenkten und Dirri zum Abendessen einen Plumpudding auftischte, während eine mitgebrachte Spieldose die Tafelmusik besorgte.

Um einerseits einen Rückhalt zu haben, andererseits leichtere Beweglichkeit zu erreichen, liessen wir einen Theil unserer Kameele und verschiedene Lasten mit 9 Mann unter Führung Muhammed Abdallâhs hier in einer festen Zeriba zurück.

V.

Überschreitung des Webbi — Malaria — Erste Begegnung mit Aulihan — Giraffen — An der Grenze des Gallalandes — Die Galla machen sich in unangenehmer Weise bemerkbar — Neuer Malariaanfall.

Der 26. December war der für uns wichtige Tag, an welchem wir den Webbi überschritten und in das unbekannte Gebiet der Aulihan eindrangen. Eine halbe Stunde unterhalb des Dorfes Goladau bei einem zweiten Weiler sollte eine passende Furth

den Übergang vermitteln, der in den ersten Morgenstunden auch glücklich bei einer Wassertiefe von 1 ½ Metern von Statten gieng.

Zuerst wurden einige Salven in die braunrothen Fluten abgegeben, um etwaige zudringliche Krokodile, deren Köpfe hie und da auftauchten, zu verscheuchen. Das vielstimmige Geschrei unserer Leute und der zuschauenden Eingeborenen, das sich mit dem Brüllen der geängstigten Kameele mischte, die bunte Menge von braunen Menschen, welche aufs Wasser schlagend und umherspritzend die Kameele ziehend und antreibend dem jenseitigen Ufer zustrebte, dies alles bot in dem schönen Rahmen des üppigen Uferwaldes ein eigenartiges Schauspiel, das nicht so bald aus meinem Gedächtnisse schwinden wird.

Herrlich war es drüben unter den schattigen Bäumen zu marschieren, deren Blätter in dem Morgenwinde flüsterten und in deren Zweigen zahlreiche Singvögel zwitscherten. Doch bald kamen wir aus dem den Fluss begleitenden Wald in Buschsavannen mit hohem gelben Grase und auf die ersten Ausläufer der Hügel, wo wir unser Mittagslager aufschlugen.

Am Nachmittagsmarsche, auf welchem wir uns stets langsam ansteigend in gerader Richtung dem Berge Fundschân zuwandten, stiess ich bei der Verfolgung von zwei Beïsaantilopen plötzlich auf sechs

Eingeborene, deren Köpfe ich im Schatten einer Mimose aus dem Grase hervorgucken sah. Als ich mit meinen zwei Schikaris, auf die ich vorsichtiger Weise gewartet hatte, auf sie losgieng, verschwanden sie im nahen Dickichte. Um auf alle Eventualitäten gefasst zu sein, schliefen wir von heute an auf Anrathen Ali Khars mit dem geladenen Revolver unter dem Kopfkissen, und die Wachtposten wurden des Nachts von zwei auf vier erhöht.

Am 27. December folgte eine lange Recognoscierungstour gegen den Fundschân. Während der ärgsten Mittagshitze suchte ich Schutz in einer malerischen Grotte, in welche das Licht durch grüne Büsche gedämpft von oben einfiel, und auf deren Grund sich ein klarer Tümpel kühlen Wassers befand. Obwohl ich davon nicht trank, konnte ich doch der Versuchung nicht widerstehen, meinen glühenden Kopf und Oberkörper darin zu baden, musste aber diesen momentanen Genuss mit einem Malariaanfall büssen, der mich für die nächsten Tage recht schwach machte. Heute wurden die ersten Zebra gesehen, aber sonst schien wenig Wild vorhanden zu sein, da ich ausser eines starken Ebers, auf den ich nicht schoss, um besseres Wild nicht zu verscheuchen, nichts zu Gesichte bekam.

Am folgenden Tage machten wir einen langen Marsch von 6 — ½ 12 Uhr, auf welchem häufige tief-

eingerissene Schluchten mühsam passiert werden mussten. Eine Kiste mit Proviant brach und manche Kameele mussten ab und zu wieder umgeladen werden. Die Gepflogenheit der Somâli das Kameel an den Schweif des voranschreitenden anzubinden, hat für diese armen Thiere oft bei Überwindung steiler Abhänge die verhängnisvollsten Folgen, wenn der Strick nicht zu rechter Zeit losgeknüpft werden kann.

Aulihanweiber, welche wir beim Früchtesammeln antrafen, ergriffen erschreckt die Flucht. Einige wurden von unseren Leuten eingeholt und beruhigt. Als sie neugierig nach und nach zurückgekommen waren und sahen, dass wir nichts Böses im Sinne führen, wurden sie mit Datteln beschenkt und gaben uns Richtung und Entfernung der nächsten Niederlassung der Aulihan an, welche wir bei unserer Rückkunft besuchen wollten. Da unsere zwei Wegweiser, die wir vom Flusse aus mitgenommen hatten, uns absichtlich aus Furcht vor den Aulihan in unbewohnte und infolge der tiefen Einschnitte fast unpassierbare Gegenden geleitet zu haben schienen, beschlossen wir, dieselben zu entlassen und uns am nächsten Tage selbst einen Weg zu suchen.

Um dem unwegsamen Plateau auszuweichen, schlugen wir am 29. December früh eine östliche Richtung ein und stiessen nach einer Stunde auf einen in südöstlicher Richtung führenden Pfad, den

die Galla bei ihren Kriegszügen benützen sollen. Wir folgten ihm und konnten wieder in rascherem Tempo marschieren.

Als wir das Mittagslager aufschlugen, sah man zwei Aulihan-Krieger zu Pferde auf einem nahen Hügel halten. Sie trauten sich trotz freundlicher Einladung anfangs nicht näher, fassten aber endlich doch Vertrauen und waren bald in unserer Mitte. Sie versprachen abends mit dem Häuptling wieder zu kommen.

Der Nachmittagsmarsch führte über eine weite offene Ebene. Ich ritt eben von einer erfolglosen Pürsche auf Beïsaantilopen gegen die Tête der Karawane zurück, als ich Coudenhove, der voran marschierte, plötzlich zielen, dann absetzen, sein Pferd besteigen und davon galoppieren sah. Ich war ihm mit Ali Khar bald zur Seite und erkannte vor uns einen starken Leoparden, der in grossen Sätzen über die Ebene flüchtete. Wir schienen ihn allmählich einzuholen, als er plötzlich in einem mit Büschen dicht verwachsenen Wasserriss, der die Gegend durchzog, verschwand, und uns nicht mehr zu Gesichte kam.

Abends kamen 7 Aulihan mit ihrem Häuptling in unser Lager. Wir hielten einen längeren Schauri mit ihnen, wobei wir ihnen versprachen, sie auf der Rückreise in ihrer Niederlassung zu besuchen und

Vertheilung von Geschenken an die Aulihan. (Seite 86.)

ihnen Geschenke in Aussicht stellten. Sie gaben uns auch einen Führer mit, der uns in die Giraffengegend geleiten sollte.

Der 30. December begann mit einem Marsch (6—½ 11 Uhr vormittags) über die flache Ebene bis zu einem tiefen Felsbrunnen (Geladei), von wo wir erst nach 2 Uhr aufbrachen, da die Hitze sehr arg war. Nachmittags ward zwei Stunden bis an den Fuss von vier weithin sichtbaren, einander ganz ähnlichen Hügeln marschiert, wo wir bei einem grösseren mit dichter grüner Vegetationsdecke überzogenen Wasserloch campierten, und zwar in derselben Zeriba, die Major Wood gedient, welcher hier sein weitestes Lager südlich des Webbi aufgeschlagen hatte.

Nach kurzem Marsche an den Hügeln vorbei und über einen Sattel mit schneeweissen Marmorplatten, lagern wir am 31. December in einer weiten, dicht mit Dornen besetzten Niederung Goltúgu, durch welche sich der trockene Flusslauf des Nonne gegen NE. zieht. In nordwestlicher Richtung sieht man wie einen blauen Wall die Berge von Imi, darunter den spitzigen Logûm Ass und den plateauartigen Rischa.

Wir schickten von hier aus unsere Schikari aus, um nach Giraffen und anderem Wilde zu kundschaften und einige Mann zum Aulihanvolke, um Proviant in Gestalt von Schafen zu kaufen, da das Fleisch ausgegangen und wir seit dem 29., wo ich

die letzte Gazelle, einen Gerenukbock, geschossen, kein Wild zur Strecke gebracht hatten. Coudenhove gieng auf die Jagd, um etwas für die Küche zu schiessen, brachte aber bloss einen erlegten wilden Hund zurück, den er bei einem Wasserloche getroffen hatte. Diese höchst seltene aber ungeniessbare Beute wurde jetzt von uns nicht nach Gebür gewürdigt und ein Perlhuhn, welches mein Freund später mit der Kugel schoss, verursachte uns viel grössere Freude. Auf jeder ernsteren Reise kommen Tage der Entmuthigung vor, an welchen man seinen stolzen Adlerflug unterbrechen und flügellahm im Lager zu sitzen gezwungen ist. Solche Tage erlebten wir jetzt und die Flucht aus dem heissen Lande, bevor sich mein Zustand verschlimmere, wurde ernstlich in Erwägung gezogen.

Als aber am dritten Tage, dem 2. Jänner, die Schikari zurückkehrten und schon von weitem wie üblich, im singenden Litaneientone ihre Erlebnisse erzählten, dass sie fünf Giraffen und zwei Nashörner gesehen hätten, da beschlossen wir, umsomehr als ich mich etwas besser fühlte, noch am selben Tage nach der verheissenen wildreichen Gegend aufzubrechen. Nach vierstündigem Marsche über eine langgestreckte Hügelkette campierten wir in der jenseitigen weiten Thalebene.

Bei Sonnenaufgang des 3. Januar 1894 erreichten wir einen kleinen, steilabfallenden, kegelförmigen

Hügel, den wir zur Ausschau erklommen. Vor uns lag die vielbesprochene Heimat der Giraffen, eine ausgedehnte Niederung viele Stunden im Durchmesser enthaltend, mit hohem Busche bedeckt, aus welchem hier und da die breiten Kronen grosser Mimosenbäume hervorragten.

Flache, mit gelbem Gras und spärlichem Gebüsche bedeckte Hügel zogen sich rings um diese Wildnis, welche täuschend einem dunkelgrünen Meere glich, während in weiter Ferne die Conturen von Bergen und Plateaux wie blassblaue Wolken erschienen. Es dauerte nicht lange, so hatte mein wilder Führer Giraffen entdeckt, und neugierig lugte ich mit dem Pürschglase in die angegebene Richtung. Da konnte ich weit dort in dämmernder Ferne 5—6 weissliche Punkte wahrnehmen, welche über den grünen Ocean hin und her wanderten, bald verschwanden, um wieder an anderer Stelle aufzutauchen. Es waren die von der aufgehenden Sonne hell beleuchteten Köpfe der Giraffen, und nun konnte ich auch hier und da die Hälse dieser Thiere unterscheiden, welche sich in schlangenartiger Bewegung über die Kronen der Bäume erhoben.

Es war jedenfalls ein seltsamer, fremdartiger Anblick, der heutzutage Wenigen mehr gegönnt ist; denn von all' den grossen afrikanischen Säugethieren, welche wie der Elefant, das Rhinoceros und Flusspferd

gleichsam als lebende Wahrzeichen einer längst vergangenen, vorsündflutlichen Epoche in unser Zeitalter herüberragen, hat die Giraffe am schnellsten den Aussterbe-Etat erreicht.

Obwohl ich mit allen Freunden der Natur die nutzlose Vernichtung und Ausrottung dieser Geschöpfe verurtheile, wird es doch Jedermann begreiflich finden, wenn ich in diesem Falle wenigstens den Versuch machte, nicht aus der Rolle zu fallen, welche dem Menschen in diesem Drama zugedacht ist. Mit dem Aulihan Hassan und Far Harobel machte ich einen fast zweistündigen Umgang durch die dichte Dornenwildnis, um den Giraffen mit gutem Winde beizukommen. Von Zeit zu Zeit erklomm Hassan einen höheren Baum und lugte nach den langen Hälsen unseres Wildes aus. Endlich waren wir ihnen an den Leib gerückt, und ich konnte, von Far Harobel mit stummen aber ausdruckvollen Geberden auf einen der dornigen Aussichtsthürme gelockt, die Köpfe der Giraffen einige hundert Schritte von uns über die Wipfeln ragen sehen, eifrigst damit beschäftigt, an den Ästen zu pflücken. Wir schlichen uns näher, und dann kroch ich nach Zurücklassung meiner Leute vorsichtig an. Ich kam bis zu einem dichten Gebüsch, hinter welchem ich deutlich die Giraffen äsen hörte. Da der Wind sehr gut war und ein weiteres Näherpürschen unthunlich

schien, blieb ich unbeweglich sitzen, darauf wartend, dass eine oder die andere herauskommen werde. Da plötzlich hörte ich das Getrampel der flüchtigen Thiere, leider ohne sie mehr zu Gesicht zu bekommen. Meine zwei Leute, denen mein Wegbleiben zu lange gedauert hatte, waren mir nachgegangen und hatten so die Giraffen verjagt, mir dadurch die schon so nahe Chance eines Schusses verderbend.

In der Zwischenzeit war Dirri mit einigen Leuten und Kameelen nachgekommen und wir bezogen am Fusse des von uns so benannten »Giraffenhügels« ein kleines Lager. Das Fleisch war ausgegangen und ein herrenlos daherwanderndes Kameel erschien den Leuten wie von Gott gesandt und wurde sofort geschlachtet. Doch die Strafe für die Aneignung fremden, jedenfalls den Galla gehörenden Gutes, folgte auf dem Fusse, denn eines unserer Kameele, das Ali Khar mit dem Fleische ins Hauptlager schickte, gieng durch und ward nicht mehr gesehen. Als der Abend hereinbrach, verdoppelte sich heute die Wachsamkeit unserer Mannschaft, da wir uns schon im Bereiche der Galla, dieser Erbfeinde der Somâli, befanden. Die Gewehre wurden noch einmal untersucht, und alles unterhielt sich im Flüstertone, welche Ruhe wohlthuend von dem lauten Treiben des Hauptlagers abstach.

Während Coudenhove und Ali Khar ins Hauptlager zurück und mit der übrigen Mannschaft von da

zur Niederlassung der Aulihan zog, von wo unsere um Proviant ausgesandten Leute nicht nur zehn Schafe, sondern auch besonders günstige Löwennachrichten gebracht hatten, sollte ich noch einige Zeit mit Dirri und bloss zehn der ausgesuchtesten Leute in dieser Gegend bleiben, um mein Glück auf Giraffen zu versuchen.

Diese Tage, welche ich damit zubrachte, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der dichten Wildnis umherzuziehen, waren wohl die angestrengtesten der ganzen Reise.

Kein Lüftchen rührte sich in der ausgebreiteten Niederung und heiss brannte die Sonne herab. Das Fortkommen war in diesem dichten Busch sehr mühsam und schien oft unmöglich, bis endlich ein Durchschlupf an lichterer Stelle gefunden war. Besonders die berüchtigten »Wart-ein-bischen«-Dornen machten ihrem Namen alle Ehre und hielten mich oft längere Zeit an einer Stelle gefangen.

Jeder Ast, jeder Zweig ist übrigens hier mit scharfen Dornen bewehrt und, was das Schlimme, für die poröse Haut des Weissen verhängnisvoller als für die ölige Epidermis der Eingebornen, welche gewöhnlich bloss weissliche Striche und Kratzer zeigte, während bei mir gleich Blut zum Vorschein kam.

So bewegten wir uns in Schlangenwindungen nur langsam vorwärts. Von Zeit zu Zeit erklomm

einer meiner Leute eine der höheren Schirmmimosen, um nach Giraffen auszuspähen. Doch vergebens; bloss einmal wurden wir durch den dürren Ast eines Baumes, der von weitem wirklich täuschend einem Giraffenhalse ähnlich sah, längere Zeit hindurch in Aufregung versetzt, bis ich nach Erkletterung des Aussichtsbaumes den Irrthum mittelst meines Fernrohres aufklärte.

Diese Wildnis war auch die Heimat von Elefanten und besonders von Nashörnern, wie die häufigen frischen Fährten, denen wir, wenn auch vergebens folgten, bewiesen. Doch war der Dichte und Undurchdringlichkeit des dornigen Waldes wegen in diesem selbst mit dem Nachziehen auf der Fährte nicht viel auszurichten. Wir machten zweimal Nashörner in allernächster Nähe flüchtig, ohne dieselben der dichtverflochtenen Zweige halber sehen zu können.

Hier beobachtete ich auch zum erstenmale grosse Schwärme der Wanderheuschrecke, welche in der Ferne wie rasch dahinziehende dunkle Wolken und in der Nähe — besonders gegen Sonnenuntergang — wie Millionen von grossen glitzernden Goldfliegen aussahen.

Merkwürdig lebhaft sind die Visionen, welche die Phantasie dem bei solch' glühender Hitze wachend dahinträumenden Wanderer vorgauckelt. Deutlich hört man ein Bächlein murmeln und rauschen. Man

sieht das Vergissmeinnicht im Wellentanze auf- und abnicken und riecht beinahe den Duft des am Bachesrand wuchernden Thymians. Allerlei erfrischende Getränke in thaubeschlagenen Gläsern werden an den trockenen Lippen vorbeigeführt, ja selbst würzige frische Gebirgsluft schlürft man mit Wonne in die verstaubte Lunge. Ob nicht in solchen Fällen eine rege Phantasie eher zum Segen als zum Schaden gereicht und anstatt Tantalusqualen momentane Erleichterung schaffen kann?

Am 6. Jänner machte ich noch einen Marsch in westlicher Richtung gegen das Gallaland hinein und bezog unterhalb eines Hügels eine kleine aber feste Zeriba.

In den verhältnismässig offenen Grassteppen, welche die Dornenwildnis umsäumten, waren manche Rudel von Beïsaantilopen und auch Zebra anzutreffen. Das erstemal, als ich Gelegenheit hatte die wilden gestreiften Rosse der afrikanischen Steppe zu beobachten, vergass ich über ihrem Anblicke ganz den Jäger und belustigte mich durch das Glas sehend so lange an ihren munteren Spielen, bis die Gelegenheit zum Anpürschen versäumt, und die Thiere, in eine röthliche Staubwolke gehüllt, verschwunden waren.

Die Zeriba um unser Lager war eben fertig geworden, das Zelt aufgeschlagen, und ich gab meinen Leuten den Auftrag mit sechs Kameelen

nach dem 1 ½ Stunden von hier entfernten Tümpel um Wasser zu gehen. Die Kameele, welche in kurzer Entfernung vom Lager im lichten Busch weideten, wurden zusammengetrieben, eines an des anderen Schweif, wie üblich, gebunden und ein Mann war eben im Begriffe das an der Tête schreitende führend mit den Thieren in die Zeriba zu kommen, um dieselben mit den Wasserhans zu beladen, als ihm einer meiner Leute zurief: »Du führst ja nur vier Kameele — statt sechs!«

In der That, die zwei an der Queue schreitenden fehlten! Der Strick war entzweigeschnitten; kein Zweifel, die Galla hatten uns eben hier am hellichten Tage einen verwegenen Streich gespielt. Meine Leute machten sich sofort an die Verfolgung der Fährten.

Zwei derselben hatten den guten Einfall, eilends den im Rücken des Lagers gelegenen Hügel zu erklimmen, und entdeckten bereits in weiter Ferne vier Galla, welche die zwei Kameele davon führten. Als sie ihnen nacheilten, liessen die Feinde ihre Beute im Stich und verschwanden in den Büschen. Wir verstärkten des Abends die Zeriba und hielten scharfen Wachdienst.

Am nächsten Tage (7. Jänner) kam Abdi Sikar, den ich vor Sonnenaufgang auf den nahen Hügel zur Ausschau geschickt hatte, athemlos gelaufen; er habe zwei Nashörner in nächster Nähe gesehen,

die eben im Begriffe seien, dem dickeren Busche zuzuwechseln. Ich bestieg mein schon gesatteltes Pferd und galoppierte in die angegebene Richtung, meine Schikari im eiligen Laufe mit mir Schritt haltend. Leider war von den Dickhäutern weit und breit nichts mehr zu erblicken; dafür entdeckte ich ausser einem Rudel Oryx beïsa auf beiläufig 5—600 Schritte Entfernung zwei Giraffen, welche über die gelbliche Grassavanne dem dicken Buschwalde zuschritten. Die von der aufgehenden Sonne voll beleuchteten prächtigen Schabraken des stattlichen Wildes schimmerten im satten Braungold und deutlich konnte ich jede Bewegung dieser sonderbaren Thiere beobachten, wie sie im eigenthümlich wiegenden Schritte, die langen Hälse graciös hin- und herwendend, in den Busch einzogen.

Doch war keine Zeit zu verlieren, wenn ich auf sie zu Schuss kommen wollte und eilends machte ich mich mit einigen meiner Leute an die Pürsche.

Nach längerem Nachziehen waren wir ihnen so nahe gekommen, dass ich sie jeden Moment zu erblicken hoffte — als plötzlich das schrille, langgezogene Kriegsgeschrei der Galla scheinbar ganz nahe im Busche ertönte.

Meine Somâli, denen die Kampfeslust aus den Augen leuchtete und die vor Begierde brannten mit ihren Todfeinden anzubinden, waren kaum zu halten

und es gab gespannte Gewehre in bedenklicher Nähe. Doch als wir in die Richtung kamen, aus welcher das Geschrei erklungen war, fanden wir bloss die flüchtigen Fährten der Galla, welche es offenbar nur darauf abgesehen hatten uns die Jagd auf die Giraffen zu verderben, was ihnen auch gründlich gelungen war.

Ich bekam an diesem Tage einen zweiten heftigen Malaria-Anfall, der mich auch den nächsten Tag ans Lager fesselte. Mein Schikari Far Harobel, der zu gleicher Zeit vom Fieber befallen wurde, konnte dasselbe die ganze Reise nicht mehr los werden, lag oft im Delirium und musste manche Märsche zu Pferde und von zwei Männern unterstützt, transportiert werden.

Die Galla machten sich fortab in unliebsamer Weise bemerkbar, indem sie nicht nur des Nachts, sondern auch am hellen Tage in verdächtiger Weise um die Zeriba schlichen, trotzdem sie von den Wachposten jedesmal mit Schüssen begrüsst wurden. Vor diesen einzelnen Störenfrieden war uns nicht bange, doch konnten sie uns gefährlich werden, wenn sie in grösserer Menge kamen, da ich nur über zehn Mann verfügen konnte. Von einer Nachtruhe war für mich jetzt entschieden keine Rede, da ich nicht nur von heftigem Kopfschmerze geplagt war, sondern auch bald durch einen Schuss in unmittelbarer Nähe, bald

durch eine unter den Kameelen ausbrechende Panik aus dem Halbschlummer gerissen wurde. Wenn die Kameele nämlich ausserhalb der Zeriba etwas Verdächtiges wahrzunehmen glauben, springen sie alle gleichzeitig auf, was ein eigenthümliches schlürfendes Geräusch verursacht, und horchen dann regungslos, in eine Staubwolke gehüllt, in die Nacht hinaus.

Es schien höchste Zeit, diese Gegend zu verlassen, umsomehr, als mir vor einem dritten Malaria-Anfall etwas bange war und die weite Niederung entschieden fieberbringend war.

VI.

Umkehr — Jagd auf Zebra — Zusammentreffen mit Coudenhove — In Aftschehasle bei den Aulihan — Zurück zum Webbi — Besuch der Aulihan — Rückkehr in das Lager am linken Webbiufer.

Am 9. Jänner früh kehrten wir daher endgiltig diesen Jagdgründen den Rücken. Ich hieng zwar etwas schwach am Pferde, konnte aber, als wir später am Tage ein grosses Zebra-Rudel entdeckten, der Versuchung nicht widerstehen, dasselbe anzupürschen. Durch einige Beïsaantilopen, die häufig in Gesellschaft von Zebras angetroffen werden und in der Nähe versteckt gewesen waren, alarmiert, setzte sich der ganze Trupp in Bewegung und wurde von mir im

Laufe verfolgt. Doch da die Zebra stets voraus waren und die Antilopen als Nachhut ihren Rücken deckten, konnte ich auf erstere keinen Schuss anbringen und musste die Verfolgung, da ich noch zu schwach auf den Beinen war, bald aufgeben. Doch sollte ich durch einen Zufall später noch einmal mit ihnen zusammenkommen.

Meine Somâli erklärten nämlich jetzt, es müsse ein Gallalager in der Nähe sein, da sie angebranntes Fleisch röchen, und wie Spürhunde dem Geruche folgend, führten sie mich in die nahe Hügelkette, wo wir wirklich die Spuren eines eben verlassenen Lagers antrafen. Ausser einem riesigen angekohlten Giraffenbeine, welches durch seinen Duft zum Verräther geworden war, fanden wir bloss Honigreste und einige wilde Früchte vor.

Durch diese Recognoscierungstour waren wir auf felsige Hügel gelangt, von deren Gipfel aus Far Harobel unsere Zebra und Beïsaantilopen in grösserer Entfernung ruhig äsend entdeckte. Ich pürschte sie nun vorsichtig mit gutem Winde an und da ich durch Büsche und Bäume gedeckt, nahe ankommen konnte, hatte ich bald die Genugthuung, einen coup double zu machen und weitere drei dieser seltenen Thiere, nachdem sie flüchtig geworden, zu erlegen. Dass ich die Gelegenheit benützte, gleich fünf dieser prächtigen harmlosen Geschöpfe zu schiessen,

sei damit entschuldigt, dass ich mehrere Decken dieser noch wenig bekannten Zebragattung nach Hause bringen wollte und nicht wusste, ob ich später noch mit diesen Thieren zusammenkommen würde.

Nachdem wir unseren Lagerplatz erreicht hatten, wo vom 2. bis 5. das Hauptlager gewesen, brannten bald allerorts lebhaft die Feuer, um das Fleisch zu rösten, und ein Festessen folgte bis spät in die Nacht hinein, wie an solches eben die Eingeborenen gewöhnt sind, die ebenso gut tagelang fasten als wie auf einem Sitz riesige Quantitäten Fleisch verschlingen können.

Der 10. Jänner wurde als Rasttag dazu benützt die fünf schöngestreiften Zebrafelle zu präparieren und zu trocknen.

Am Nachmittage hatte ich die Freude meinen Reisegenossen begrüssen zu können, der, von meinem Rückmarsch in Kenntnis gesetzt, nach einer erfolglosen Elefantenjagd, die ihn hieher geführt, das nähere Lager aufsuchte. Er war mit Ali Khar und einigen Somâli den Fährten eines riesigen Elefanten gefolgt und unversehens auf das Unthier gestossen, wobei ihm die Chancen eines Schusses durch die aufgeregten Leute verdorben wurden. Der flüchtige Elefant, von Ali Khar zu Pferde eingeholt, hatte diesen mit lautem Gekreische angenommen, und nur mit knapper Noth entzog sich unser Führer

der Verfolgung durch verzweifelte Flucht im dichten Dorngebüsche, wie seine zahlreichen Hautwunden zur Genüge bewiesen.

Coudenhove und Ali Khar blieben hier über Nacht und am nächsten Tage, dem 11. Jänner, wurde ins Hauptlager aufgebrochen, das unweit zweier Aulihandörfer (Aftschehasle genannt) gelegen war und welches wir, den Kameelen vorauseilend, nach vierstündigem Ritte erreichten. Hier hatte Coudenhove die letzte Zeit zugebracht, welche nach seiner Aussage nicht zu der angenehmsten zählte, da er, unter dem einfachen Schutzdache nur unvollkommen gegen die Sonnenstrahlen geschützt, gezwungen war, unfreiwilliger Zeuge der endlosen Verhandlungen mit den Aulihan zu sein, die sich in dem kleinen Raume rücksichtslos breit machten und neugierig den ersten Weissen anstarrten. Die Nächte brachte er am Löwenanstande zu, und da der Löwe eben dieselben Nächte aussuchte, um nicht zu erscheinen, war er begreiflicher Weise in sehr gedrückter Stimmung und ganz bereit, die ungastliche Gegend zu verlassen.

Die Häuptlinge der zwei Aulihan-Stämme wollten uns durchaus zwingen noch einen Tag zuzugeben, indem sie uns für morgen eine Art Fest-Vorstellung in Aussicht stellten. Da wir aber dabei blieben, am nächsten Tage in aller Frühe aufzubrechen, liessen sie es sich nicht nehmen, noch am selben Nach-

mittag in hellen Scharen zu erscheinen, um uns einen Begriff Aulihanischer Reit- und Tanzkunst zu geben. *(Siehe Tafel I).*

Dieser Scherz endete auf sehr ungemüthliche Weise und hätte leicht unheilvoll für uns ausfallen können. Nachdem uns die angesehensten Krieger, meist weissbärtige Gesellen mit wilden Gesichtszügen, mit Begrüssungsreden haranguiert hatten, veranstalteten zuerst etwa 30 wilde Reiter kurze Rennen in verschiedenen Gruppen, unter grossem Geschrei zur allgemeinen Freude der Versammelten, zur geringeren wahrscheinlich der geschundenen Gäule. Hierauf folgte ein Tanz der Weiber, der eigentlich bloss darin bestand, dass dieselben einen Halbkreis bildeten und im eintönigen Chore sangen, dazu in gebeugter Stellung mit den Füssen stampfend und mit den Händen Tact schlagend. Ein Krieger fungierte als Vortänzer und drehte sich in allerlei Windungen vor dem hin- und herwogenden Weibervolke, welches jedoch der Mehrzahl nach aus alten hässlichen Individuen bestand, während die jüngeren scheu im Hintergrunde dem Schauspiele zusahen.

Nachdem die Aulihan auf diese Weise das Ihrige geleistet hatten, kam an uns die Reihe durch Vertheilung von Geschenken unsere Dankbarkeit für diese uns erwiesene Aufmerksamkeit, sowie für die uns geschenkten Schafe und vollen Milchgefässe zu

Abdi Sikar Far Harobel (Schikari). *Elmi* (Seis).

Mein viertes Rhinoceros. (Seite 111.)

2. Februar 1894.

beweisen. Blendend weisses Zeug für die Krieger, rothcarriertes für die Häuptlinge, blaue Kopftücher für die Weiber, sowie Tabak, Datteln u. s. w. wurden hervorgesucht und vor den gierigen Blicken der Wilden ausgebreitet.

Als bei Vertheilung der Geschenke, die ausserhalb unserer Zeriba vor sich gieng, das aufgeregte Stimmengewirre der um Ali Khar dicht gedrängten Aulihan immer lauter wurde, schenkten wir demselben, bekannt mit dem leicht erregbaren Charakter der Somâli, anfangs keine Beachtung. Doch diesmal schien der entbrannte Streit ernsterer Natur zu sein, und als wir einige unserer Leute, die sich innerhalb der Zeriba befanden, nach ihren Gewehren greifen sahen, da machten auch wir uns auf das Äusserste gefasst, wissend, wie oft in solchen Fällen eine geringe Ursache oder ein Missverständnis ernste Folgen mit sich bringen kann. Wir schärften den paar Leuten, die sich mit uns beim Zelte befanden, ein, keinen Aulihan in die Zeriba einzulassen, vor deren Eingang ein wilder Menschenknäuel heftig schreiend und gestikulierend hin- und herwogte, in dessen Mitte wir jetzt Ali Khar erkannten, der in einer Balgerei um ein Stück Zeug hin- und hergerissen wurde. Die Situation schien ihren Höhepunkt erreicht zu haben; schon sah man drohend erhobene Speere, als einige Schüsse in unmittelbarer Nähe fielen.

Ali Khar hatte unseren Leuten zugerufen, über die Köpfe der Streitenden zu feuern. Dies hatte auch die gewünschte Wirkung. Scheu wichen die Balger zurück, und den Moment der allgemeinen Verblüffung geschickt benützend, bewog Ali Khar die Menge, sich zurückzuziehen.

Wir waren froh, unseren Führer wieder in unserer Mitte zu sehen, und er erzählte uns dann, wie das Ganze gekommen. Krieger der beiden hier versammelten Stämme waren wegen Zeuges untereinander in Streit gerathen, wobei natürlich der stärkere Stamm im Unrecht war. Wie der Erfolg zeigte, war es Ali Khar gelungen, eine blutige Fehde für heute abzuwenden, indem er für die Schwächeren Partei genommen und erklärt hatte, im Falle eines Kampfes diesen mit unseren Leuten zu Hilfe zu eilen. Des Abends liessen wir zum Zeichen des allgemeinen Friedens eine grosse Rakete mit Leuchtkugeln steigen, welche zugleich den Aulihan heilsamen Respect vor der geheimnisvollen Macht der Weissen einflössen sollte. Ob die zwei Stämme den Frieden untereinander länger als einen Tag bewahrt haben, ist mehr als zweifelhaft. Doch wir waren am nächsten Morgen schon über alle Berge und bezogen nach zwei je vierstündigen Märschen, in der Richtung gegen den Webbi zurück, eine starke Zeriba auf der weiten Ebene, welche sich am Fusse des Fundschân ausbreitet.

Ich hatte mich in Aftschehasle bei verschiedenen »ältesten Leuten« nach der Gegend im Süden erkundigt und erfuhr folgendes: Zwei Tagreisen nach dem Süden wäre ein Salzberg, »Spoda-Öldär« genannt, aus welchem einerseits Aulihan, andererseits Galla Salz gewännen und hiebei oft in Kampf geriethen. Südöstlich vom Spoda-Öldär liege ein Ort »Log«. Der nach diesem führende Weg heisse »Hergelê«. Unmittelbar hinter dem Salzberge sei ein kleiner Fluss »Webb«. Von diesem zum grossen Flusse »Ganâna« seien sechs Stunden Marsches. Beide Flüsse strömen erst sehr weit östlich zusammen.

Zwei grössere Märsche über das langgestreckte, sanft abfallende Plateau brachten uns am 13. gegen das Flussthal des Webbi hinab, dessen dunkelgrüne Uferwälder nun wieder nahe vor uns lagen. Man sah gegen Norden die blauen Conturen der Berge, durch welche wir vor Weihnachten herabgezogen waren, und konnte genau den Madêsso und weiter westlich den Dauadîd-Durchbruch erkennen. Coudenhove schoss heute einen starken Bock von Oryx beïsa.

Wir hatten bei den Aulihan ein riesiges Kameel mit einem wahren Berg als Höcker für unsere Mannschaft gekauft, und da dieses scheue Thier alle Augenblicke entkam und mühsam eingefangen werden musste, wurde dasselbe am nächsten Morgen

geschlachtet, worauf die Leute durch wahre Fressorgien die glückliche Rückkehr zum Webbi feierten.

In diesem auf den letzten Hügelausläufern gelegenen Lager erhielten wir am nächsten Tage, dem 14. Jänner, den Besuch von Aulihankriegern aus der unweit gelegenen Niederlassung, welche später einen sehr interessanten Tanz ausführten. Von weitem schon hörte man den feierlichen Gesang der nahenden Krieger, einem Kirchenliede nicht unähnlich. Der Häuptling dieses Clans, dem ich freundschaftlich die Hände schüttelte, begrüsste mich mit einer längeren Ansprache, welche von Ali Khar übersetzt beiläufig so lautete: »Wir haben noch keinen weissen Mann bei uns gesehen. Du bist der erste und unser Herz ist erfreut, denn Du bist wie ein Elefant, Niemand widersteht Deiner Kraft. Ich hoffe, Du und Deine Krieger kehren glücklich in die Heimat zurück und kein Feind thut Dir ein Leid. Stets mögest Du das Wild, auf das Du jagst, tödten. Ich bin ein grosser Häuptling und gehe immer dort hin, wo die grösste Gefahr. Wie viele Elefanten, Nashörner und Giraffen habe ich schon erlegt! Die Aulihan folgen immer der Stimme ihres Häuptlings. Wie viele Völker haben die Aulihan schon besiegt! Wir haben mit den Geleimis Krieg geführt, viele getödtet, ihnen eine Menge Kameele genommen und sie arm gemacht! Wie viele hundertmal haben wir Streifcorps gegen

die Galla gesandt! Wie viele Kameele, Rinder, Schafe haben wir ihnen genommen! Wie viele von ihnen haben wir zu Sclaven gemacht! Jetzt sind wir gekommen, um Dich durch einen Tanz zu feiern und erwarten grosse Geschenke von Dir! Moot!« Nach dieser Ansprache stürmte einer nach dem anderen, nachdem er zuerst mit beiden Füssen zugleich auf den Boden gestampft, auf mich mit dem Geschrei »Moot, Moot« ein, knapp vor mir inne haltend und die Spitze seines zitternden Speeres in bedenklicher Nähe meiner Nase balancierend, so dass Ali Khar es für angezeigt hielt, ihnen eine Grenzlinie für diese etwas stürmischen Freundschaftsbezeugungen auszustecken.

Indessen hatte sich die Mehrzahl der Krieger, jeder mit seinen zwei Speeren und Schild versehen, einige mit rothen Quasten geziert, im Halbkreis geordnet und begannen den Tanz nach einer sehr einfachen Melodie, indem sie in etwas vorgebeugter Stellung A-ha, a-ha, a-ha riefen und das »ha« durch starkes Aufstampfen eines Fusses begleiteten, während bald einer, bald zwei als Vortänzer fungierten und allerlei Schritte und Tritte, auch Luftsprünge in eleganter Weise ausführten, Schild und Speer schwingend *(Siehe Tafel III)*. Hier und da wurden statt A-ha im selben Rhythmus andere Worte gesungen und jede besondere Kraftleistung des Vor-

sängers schloss damit, dass er »Moot« rufend gegen mich sprang, worauf ich der Etiquette zufolge »Kuliban« (d. h. danke) zu sagen hatte. Es war ein höchst wildes und seltenes Schauspiel, das erst nach gänzlicher Ermattung der Tänzer ein Ende nahm. Nun folgte die Vertheilung der Geschenke (in diesem Falle 16 Stück weisses und 2 Stück rothes Zeug), die zwar auch nicht ohne heftiges und endloses Geschwätze, aber viel ruhiger, als neulich, vor sich gieng. *(Siehe Tafel IV).*

Am 15. Jänner früh bewegte sich unsere Karawane dem Webbi zu, dessen Auwälder scheinbar ganz nahe vor uns lagen. Wir brauchten über die mit unzähligen Löchern übersäete Ebene aber gute zwei Stunden, bis wir die ersten Uferbäume erreichten. Die Erde dieser in der Regenzeit überschwemmten Niederungen, welche sobald das Wasser schwindet, durch Einwirkung der Hitze springt und sich spaltet, gleicht riesigen Honigwaben. Kameele und Pferde sinken jeden Moment bis an die Knie in die Löcher ein, welche überdies oft durch das grobe schilfartige Gras verdeckt sind. Frische Löwenfährten, die wir kreuzten und denen wir einige Stunden, wenn auch vergebens, durch dichtes Gestrüpp und das schilfartige hohe Gras folgten, endlich das Suchen nach einer passenden Furt hielten uns lange auf, so dass wir an diesem Tage, an welchem wir um 6 Uhr

ausgezogen waren, erst um 4 Uhr nachmittags in das Lager jenseits des Webbi einrückten. Unvergesslich wird mir ein Trunk frischer Milch bleiben, den mir gastliche Eingeborne an diesem Tage in einem Weiler credenzten, der am linken Webbiufer unter hohen schattigen Bäumen lag. Wir trafen unsere zurückgelassenen Leute mit den Kameelen im Lager alle wohlauf an. Sie waren nur einmal genöthigt gewesen, 7 Midgan gegenüber, welche die Geleimis zu brandschatzen versucht hatten, Richter zu spielen und hatten denselben ihre Bogen, Köcher, Messer und Schilde abgenommen, die wir als Kriegsbeute mit uns führten.

VII.

Rückmarsch auf westlicherem Wege — Elefanten — Jagdlager am Berge Kallesch — Erlege einen Leoparden — Schattenloses Lager am Senaad — Parforcejagd auf einen Löwen — Der Honigvogel.

Nach zwei Rasttagen, welche ich benützte, um mit Erfolg auf Wasserböcke zu jagen und an welchen wir von den Geleimis ebenfalls durch Tänze gefeiert wurden, traten wir am 18. Jänner den Rückmarsch auf einem westlicheren Wege an, der uns durch die sagenhafte gute Jagdgegend Burka führen sollte. Stets sanft berganansteigend, kamen wir über einzelne

zum Webbi führende Wasserläufe durch eine offene Gegend, in welcher zahlreiche Kameele weideten bis gegen den Dauadîd-Fluss, welchen wir am Morgen des 19. übersetzten. Von da an zogen wir in beiläufiger Entfernung von 2—3 Stunden längs des im Norden gelegenen Gebirges Durdurguwejni im grossen Ganzen in nordwestlicher Richtung auf eine weite Senkung zu, die zwischen dem obgenannten Gebirge und dem weiter westlich gelegenen mächtigen Massiv des Godschiplateaus lag und die dem mit dem Gelmój vereinigten Dagahbúr Durchlass gewährt.

Nachdem unsere Schikari, welche wir in das Durdurguwejni-Gebirge geschickt hatten, um sich über das Vorkommen von angeblichen Elefantenherden zu überzeugen, mit ungünstigen Meldungen zurückgekehrt waren, zogen wir am 20. Jänner früh weiter.

Am Nachmittagsmarsche kamen wir nach Übersetzung mehrfacher Wasserläufe und stetig ansteigend auf die Höhe des weiten Passes. Da im Bette des Gelmój kein Wasser war, wurden die Wasser-Kameele, während wir weiter marschierten, auf die Suche geschickt und kamen erst nachts nach Abfeuern von Schüssen mit gefüllten Wassergefässen ins Lager.

Wir waren an diesem Tage auf die frischen Spuren einer grösseren Reiterschar gekommen, mit

der später einige unserer Leute zusammentrafen, welche uns erzählten, dass es eine Abtheilung Krieger der Rêr Amâden gewesen sei, die eben von einer Razzia gegen die Galla zurückkehrten. Sie hätten die Feinde nicht zu Hause getroffen und bloss fünf Weiber getödtet. Dieser unserem Kriegsrechte widersprechende empörende Brauch gilt im Somâlilande durchaus nicht als grausam oder unmännlich da man bloss ein Mittel darin erblickt, dem Feinde an seinem Eigenthume Schaden zuzufügen.

Wir waren nun in jenes menschenleere neutrale Gebiet gekommen, welches sich zwischen den Somâli und Galla hinzieht und beiden Volksstämmen als Manöverfeld für ihre Kämpfe und Gefechte dient. Da sich nur selten von einer oder der anderen Seite eingeborne Jäger in diese Wildnis wagen, schliesst dieselbe die besten Jagdgründe des Somâlilandes ein.

Der Vollmond machte wieder einmal die Nacht zum Tage und die eigenthümlichen Vögel, deren Geschrei dem Schleifen von Messern gleicht, waren ununterbrochen zu hören, was, wie uns die Somâli erklärten, bedeuten will, »dass der Feind am Kriegspfade ist«. Unsere Leute feierten die schöne Nacht durch Gesang und Tanz, wobei sie unter allgemeinem beifälligen Gelächter die Bewegungen der Aulihan nachzuahmen suchten.

Die zwei langen Märsche des 21. Jänner waren infolge des Windes und der meist gnädig hinter Wolken verborgenen Sonne verhältnismässig angenehm. Wir passierten vormittags weite Grassavannen mit einzelnen Büschen, über welche die Wolkenschatten gespensterhaft hinhuschten, und kamen nachmittags durch höheren Busch und längs eines Berghanges über zahlreiche Wasserrisse bis knapp an das Plateau, welches mit dem Senaad und durch diesen, wie wir in der Folge sahen, mit dem Tschirko zusammenhieng.

Ausser einem Rudel von Oryx beïsa, auf welche Coudenhove nicht zu Schuss kommen konnte, sahen wir bloss einen einzelnen starken Bock von Gazella Soemmeringi, den ich, nachdem er flüchtig geworden, von einem schnell erstürmten Termitenhügel aus auf weite Distanz erlegte.

Von unserem am Bergabhange liegenden Lagerplatze aus that sich eine weite Fernsicht nach Westen auf.

Der abgestutzte Kegel des unvermittelt aus der Ebene aufsteigenden Berges Kallesch, den wir schon seit gestern früh erblickt hatten, lag nur mehr 6—7 Stunden entfernt vor uns. Zur Linken desselben sah man das mächtige Godschiplateau und zwischen beiden hindurch konnte der Blick in weite Ferne

bis an ein blaues Bergland schweifen, das drei Tagereisen über dem Webbi liegen und Garra heissen soll.

Unsere Leute wollen aus der Buschwildnis, welche sich im bläulichen Schimmer zwischen uns und dem Kallesch ausbreitet, Staub aufsteigen gesehen haben, den sie Elefanten zuschreiben und wir beschliessen nächsten Morgen Kundschafter auszuschicken.

Am 22. Jänner früh kamen zwei derselben bald eiligst mit der Nachricht zurück, sie hätten bei einem Wassertümpel ganz frische Elefantenfährten gefunden und als wir schnell dorthin geeilt waren, überzeugten wir uns von der Wahrheit ihrer Aussagen. Ein ganzer Trupp Elefanten hatte des Nachts hier getrunken und war dann, hie und da grüne Äste pflückend, durch die Gegend dem Kallesch zugewandert. Wir folgten den Fährten durch Dick und Dünn, hiebei häufige tiefe Flussläufe übersetzend, bis in das breite Bett des Dagahbúrflusses. Bei Betrachtung der riesigen ovalen Fussspuren, die an manchen Stellen deutlich in den Sand abgedrückt waren, konnte ich mir so recht lebhaft jede Bewegung der vor wenig Stunden hier durchgewanderten Elefanten vergegenwärtigen. Hatte ich doch Gelegenheit gehabt, das bedächtige Wesen ihrer gezähmten Stammesgenossen in Indien, der Jagdelefanten, gründlich zu beobachten.

Da es schon spät am Nachmittage war, wir weit vom Lager entfernt waren und seit früh nichts als Datteln gegessen hatten, gaben wir hier die Verfolgung auf und wandten uns dem mittlerweile zwei Stunden weiter gegen Norden verlegten Lager zu.

Um näher der Elefantengegend zu sein, bezogen wir am 23. Jänner, beiläufig in der Mitte zwischen unserem Hauptlager und dem Kallesch, am Rande des Dagahbúrflusses, ein kleines Jagdlager, wodurch auch der übliche Lärm des grossen Lagers in der Nähe des Wildes vermieden war.

Am Stamme der schattigen Schirmmimose, die sich über unser Zelt wölbte, sah man hoch ober unseren Köpfen die Rinde blank gescheuert und mit röthlichem Lehm verschmiert — das Werk, der hier Siesta haltenden und sich am Baume reibenden Elefanten — welcher Anblick uns Pygmäen mit Staunen und Bewunderung für die Grösse dieser Riesenthiere erfüllte.

Von hier aus jagten wir die drei folgenden Tage, wenn auch vergeblich auf Elefanten. In den herrlichen Mondnächten sassen wir in dem Flussbette mit seinen rothen steilen Felsufern bei Wassertümpeln am Anstande und bei Tage verfolgten wir die Spuren der Elefanten, die aber stets die Tümpel, an welchen wir passten, vermieden und in ihren meilenweiten Wanderungen durch die Wildnis nie erreichbar

schienen, obwohl wir ihnen oft nahe an den Fersen gewesen sein müssen, wie die grosse noch warme Losung und die frischen abgerissenen Äste und Blätter bewiesen.

Einmal wurden diese Dickhäuter wegen Umschlagen des Windes ganz nahe flüchtig. Zwei Mann zu Pferde sprengten ihnen nach und einer von ihnen kam in der Folge mit ihnen zusammen, war aber selbstverständlich allein nicht imstande, sie in ihrer Flucht aufzuhalten. Wenn mehrere Reiter hinter ihnen her sind, gelingt es oft, dieselben längere Zeit an einer Stelle festzuhalten, wobei die Verfolger natürlich wiederholt angenommen werden und geschickt den Angriffen auszuweichen verstehen müssen.

Ich hatte das trompetenartige Kreischen vernommen, mit welchem die Elefanten »Dáher« angenommen hatten und war schnell in diese Richtung geeilt. Bald aber gerieth ich in dichtes Dorngebüsch, in welchem des steinigen Grundes wegen auch keine Fährte mehr zu finden war, worauf ich die Verfolgung aufgeben musste.

Da wir bisher bei unseren Jagdzügen vom Missgeschick verfolgt waren (eine von mir erlegte Gazelle war die einzige Beute seit dem Webbi), opferten unsere Somâli, um das Glück herbei zu beschwören, unter Gebeten ein Schaf, das sie »Halal« machten (religiöse Sitte der Muhammedaner, dem noch lebenden

Thiere den Hals durchzuschneiden, wodurch dessen Fleisch erst geniessbar wird), und als ich am nächsten Tage einen Panther erlegte, wurde dies von den Leuten der Ceremonie zugeschrieben.

Wir waren am 26. früh jeder in verschiedene Richtung mit unseren Schikaris und je einem Manne gezogen. Mein Weg führte längere Zeit den Dagahbúrfluss hinab, in welchem es so aussah, als ob Hunderte von Elefanten sich dort herumgetrieben hätten. Leider waren die meisten Fährten ein bis zwei Tage alt, nur die einer kleineren Herde schienen frischer zu sein. Als wir derselben jedoch einige Stunden gefolgt waren, drängte sich uns bald die Überzeugung auf, dass die Elefanten in früher Nachtstunde hier durchgezogen waren und daher einen zu grossen Vorsprung vor uns hatten.

Wir wandten uns daher nachmittags wieder der Richtung des Lagers zu, wobei wir wie früher das sandige Bett des tiefeingeschnittenen Flusses benützten. Hier, wo sich kein Lufthauch regte, war die Hitze eine drückende und mit Duldermiene wateten wir langsam im tiefen Sande fort.

Mein zweiter Schikari, Abdi Sikar, der mit meiner Elefantenbüchse, einem 10er Paradox, einige Schritte voraus war, legte dieselbe eben sorgsam nieder, um an einem Wassertümpel zu trinken, als mir in dem nur wenige Schritte von ihm entfernten Schilfgrase

eine kaum merkliche Bewegung auffiel und ich gleich darauf einen Leopard sah, der in geschmeidigem Sprunge das Felsengehänge hinaufsetzte. Schnell ergriff ich die am Boden liegende Elefantenbüchse und holte denselben, als er oben auf 80 Schritte stehen geblieben war, um auf uns zurückzusehen, mit einem glücklichen Schusse herab.

Es war ein altes aber merkwürdig mageres Exemplar, dem die Beutezüge in letzter Zeit misslungen sein müssen. Im Triumph wurde das schöngefleckte Fell ins Lager gebracht. Der Bann schien in der That gebrochen und bald sollten wir von noch besserem Waidmannsheil begünstigt werden.

Da es den Anschein hatte, dass die Elefanten aus dieser Gegend weggewandert wären, brachen wir am 27. Jänner das Lager ab und ritten bei drückender Hitze in nördlicher Richtung bis knapp an die Abfälle des Senaad-Plateaus, wo wir mit dem Gros unserer Karawane aus dem Hauptlager zusammentrafen.

Am Wege dorthin hatten wir die frischen Spuren einer Familie von fünf Löwen gekreuzt, deren Verfolgung wir wegen des steinigen und wildzerissenen Terrains schliesslich aufgeben mussten.

Die ganze Gegend war hier durch die vom Senaad herabkommenden felsigen Torrente durchfurcht und zerschnitten, was von den Somâli als das

Werk des Teufels bezeichnet wird. Unsere Kameele konnten diese Hindernisse erst nach manchen vergeblichen Versuchen und grossen Umwegen überwinden.

Dieses schattenlose Lager am Senaad, in welchem wir den langen Nachmittag zubrachten, ist mir als eines der heissesten in unangenehmer Erinnerung. Am Marsche lassen die Bewegung, der Empfang äusserer Eindrücke, der oft aufspringende Wind, die Hitze wenigstens auf Momente vergessen, aber unerträglich waren meist die Stunden, welche wir an sogenannten Rasttagen unter der Zeltleinwand zuzubringen gezwungen waren.

Wenn kein freundlicher Baum mit seiner Blätterkrone das Zelt überwölbte, wurde dieses trotz des doppelten Daches gar bald zur Hölle. Da war nichts anderes zu thun, als geduldig in Schweiss gebadet dahinzubrüten und sich zu sagen: »Scheint die Sonne noch so schön, einmal muss sie untergeh'n.« Die Nachtragung und Verificierung der topographischen Aufnahmen, das Schreiben des Tagesbuches stiessen auf passiven Widerstand seitens des von der Hitze wie gelähmten Gedankenganges und selbst Lesen erschien als lästige Geistesarbeit.

Von Schlafen konnte schon gar nicht die Rede sein, da die im Somâlilande zahlreich auftretende und ganz besonders sekante Stubenfliege dies nicht

Mein erlegter Elefant mit Ali Khar. (Seite 135.)

13. Februar 1894.

zuliess. Dieselbe, welche hierzulande stets jenes Benehmen zeigt, welches unsere heimatliche Fliege bloss im Hochsommer vor einem Gewitter an den Tag legt, ist das einzige Insect um diese Jahreszeit, welches ein wahrer Plagegeist genannt werden kann.

Viel harmloser erwiesen sich z. B. die häufigen Zecken, welche sich damit begnügten, auf uns umherzukriechen und auf den eigentlichen Zweck ihres Daseins, das Blutsaugen, ganz zu vergessen schienen.

Alles hat ein Ende, auch ein solcher Nachmittag und der mit Ungeduld erwartete Moment erscheint endlich, in welchem die dunkelrothe Sonnenscheibe am westlichen Horizonte in einer Dunstatmosphäre versinkt. Man athmet ordentlich auf und fühlt sich wie von einem schweren Drucke befreit. Mit Freude begrüsst man die funkelnden Sterne, die sich nach und nach am dunklen Himmelszelte entzünden und geniesst jetzt doppelt den verhältnismässig kühleren Abend. Doch die Nacht war wieder schwül und brachte uns wenig Erquickung.

Zeitlich früh am 28. Jänner, noch bei Mondschein, setzten wir unseren Marsch nach Norden fort. Es gab wieder böse Canyons zu überwinden, so dass die Karawane abriss und längere Zeit in zwei Theilen fortzog, bis sie sich wieder zusammenfand. Wir machten bei einem Tümpel Mittag, wo wir mit Dirri in einer schattigen Grotte Schutz vor der Sonne fanden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das alkalische Wasser machte hier, wie schon so oft, den Thee fast ungeniessbar, während die in denselben geschüttete Milch sofort zerran. Ebenso verhängnisvoll sind dessen Wirkungen auf Kaffee, Cacao und Seife.

Am Nachmittage, wo der Weg besser wurde, sprang plötzlich vor uns, die wir an der Spitze der Karawane ritten, ein starker Mähnenlöwe auf, den wir eine Strecke im Galopp verfolgten, während die aufgeregten Somâli speerschwingend im schnellen Laufe neben uns hertrabten. Doch dauerte diese seltene Jagd nicht lange, da dichter Busch, in welchem der Löwe verschwand, uns zwang abzusitzen und seiner Fährte zu Fuss zu folgen, die man im sandigen Boden anfangs leicht behalten konnte. Leider gieng gerade im unrichtigen Momente ein starker Platzregen nieder, der, obwohl von kurzer Dauer, doch bald jegliche Spur verwischte.

Später wurden auf meiner Seite Zebra gesehen. Da Coudenhove noch keines erlegt hatte, überliess ich ihm gerne die Pürsche, auf welcher es ihm gelang, nachdem er eines angeschossen, ein zweites zu erlegen.

Bevor wir abends an einem grossen mit Wasser gefüllten felsigen Tümpel lagerten, hatte ich zum erstenmale Gelegenheit mit dem Honigvogel Bekanntschaft zu machen. Dieser kleine gefiederte Wicht

sucht durch unausgesetztes Zwitschern und Hin- und Herflattern die Aufmerksamkeit des Menschen zu erregen, den er, von Baum zu Baum fliegend, schliesslich zu einem Bienennest führt. Mehreremale geschah dies unseren Leuten auf dieser Reise, welche uns dann köstlichen aromatischen Waldhonig mitbrachten, nicht ohne manchmal tüchtig zerstochen zu werden. Die Somâli pflegen den Honigvogel durch Zurufe aufzumuntern und ihm einen Theil des gefundenen Honig als Belohnung und Tribut zurückzulassen. Er soll übrigens den Menschen oft statt zum Honig zu einem schlafenden Löwen oder Rhinoceros führen, welche Sage in einem an wilden Thieren so reichen Lande leicht zu erklären ist.

VIII.

Mein erstes Rhinoceros — Coudenhoves Abenteuer mit einem solchen — Lager in Biahemedu — Erlege dort fünf weitere Nashörner — Die Karawane wird von einem Rhinoceros angenommen — Erreichen den Dachâto.

Wir blieben hier die nächsten zwei Tage. Am ersten, dem 29. Jänner, kam Coudenhove abends ziemlich erschöpft zurück. Er hatte zwei Nashörner begegnet, die jedoch Wind bekommen hatten und flüchtig geworden waren, worauf er ihnen längere Zeit über Stock und Stein vergebens nachgelaufen war.

Ich erlegte einen Bock von Gazella Walleri. Beim Nachhausegehen gieng dem unmittelbar hinter mir schreitenden Abdi Sikar das Gewehr los. Es war das drittemal auf der Reise, dass dies einem unserer Leute passierte, ohne dass die Kugel Unheil angerichtet hätte. Keine geringe Lebensgefahr liegt für den Reisenden im Somâlilande gewiss darin, von so lebhaften und leicht aufgeregten Leuten mit geladenen Gewehren umgeben zu sein.

Dáher, der treffliche Kundschafter, gieng am nächsten Tage, dem 30. Jänner, früh, ausser Elmi, Farah Dschama und den Schikaris, mit mir, um mich zu einem entfernten Wasserloch zu geleiten.

Wir waren kaum eine halbe Stunde vom Lager entfernt, als wir auf frische Elefanten- und Rhinocerosfährten stiessen. Da die Elefanten, wie Dáher aus der Richtung ihres Weges zu entnehmen glaubte, auf der Wanderung nach einer entlegenen Gegend begriffen waren, verlegten wir uns auf die Verfolgung des Rhinoceros, welches, nach der gefundenen Losung zu urtheilen, in den frühesten Morgenstunden hier durchgewechselt war.

Die Marschordnung zum Nachziehen wurde angetreten. Zuerst die zwei Schikari rechts und links der Fährte, ich knapp hinter ihnen, hierauf nach längerem Zwischenraume Dáher, dem wieder Farah Dschama und diesem Elmi mit meinem Pferde

folgte. Auf diese Weise konnte letzteres nicht, da es mehrere hundert Schritte rückwärts war, durch seine Huftritte das Wild verscheuchen.

So zogen wir in ziemlich gerader Richtung zuerst durch dichteren Busch auf ein Hochplateau, dann durch eine Niederung wieder auf eine weite mit Dornbüschen schütter bestandene Ebene. Hier war das Nachziehen sehr leicht, da der röthliche Sand die Fährte meist wie im Gypsabdruck zeigte und die Büsche sowie das hohe gelbe Gras bloss mehr oder minder grosse Inseln bildeten. Aber früher war es nicht so leicht gegangen, da plattiges Gestein oder festgebackener Boden, mit losem Gerölle bedeckt, oft erst nach längerem Suchen und Bogenschlagen eine schwache Andeutung der Spur erkennen liess. Hier kamen manchmal rechtzeitig die vom Rhinoceros beim Naschen im Vorbeigehen abgebissenen Zweige zu Hilfe.

Interessant war es die Arbeit der Schikari beim Fährtensuchen zu beobachten, wie sie mit vorgebeugtem Kopfe und auf den Boden gerichteten Augen der Spur folgten, wobei bald der eine, bald der andere durch leises Schnalzen mit den Fingern anzeigte, dass er auf richtiger Fährte sei. Das Schnalzen hatte ich ihnen bald abgelernt, nicht so das Auffinden der Fährte.

Nach zweistündigem Nachgehen liessen die Anzeichen schliessen, dass unser Wild nicht mehr ferne sei, und, da der Wind günstig, waren meine Erwartungen auf das höchste gespannt.

Da sah ich plötzlich dort unter den Zweigen der Büsche die in graue Hosen gehüllten Beine zweier voreinander gehender Männer sich fortbewegen — so nahm es sich nämlich täuschend aus: das gemächlich dahinschreitende Rhinoceros, dessen Leib durch die Äste der Büsche verdeckt war.

Ich vertauschte meinen »Express« mit der von Abdi Sikar getragenen Elefantenbüchse und schlich dem im Busch verschwindenden Ungeheuer nach. Deutlich hörte ich, wie es vor mir äste und kaute. Doch auch hinter mir vernahm ich plötzlich zu meiner Überraschung dasselbe unzweifelhafte Geräusch und bald darauf die eigenthümlichen, zischenden und pfauchenden Laute, welche diese Thiere von sich geben, wenn sie schlechten Wind bekommen.

Es waren zwei andere Nashörner, eine Mama mit Kind, die gerade hier mit dem Papa ein Rendezvous vereinbart hatten und nun von den rückwärts gebliebenen Schikaris flüchtig zurückbrechen gesehen wurden. Ich war besorgt, dass mein Rhinoceros auch die Flucht seiner Familie bemerkt haben werde, was mich bewog auf dasselbe Feuer zu geben, als es eben im Begriffe war, im nächsten

Dickicht zu verschwinden. Nach dem Schusse drehte es sich einigemale laut pustend wie ein Kreisel umher und galoppierte dann schwerfällig durch die Büsche knapp bei mir vorbei, wobei ich ein zweites-mal schoss.

Wir fanden Schweiss und verfolgten eifrig die Spur. Nach einer kleinen Stunde hörten wir vor uns Zweige knacken und brechen, fanden aber beim Vordringen nur mehr die flüchtige Fährte. Vorsichtiger folgten wir nun, dickere Büsche unter dem Winde umkreisend und nach einer weiteren halben Stunde entdeckten wir das angeschossene Thier im dunklen Schatten dichtverwachsener Bäume Rast halten. Ich konnte bloss die uns zugewandte Kehrseite desselben sehen und da es eben ganz zu verschwinden drohte, liess ich diese Gelegenheit, einen Schuss anzubringen, nicht unbenützt. Die Wirkung desselben war eine ebenso plötzliche, als leicht begreifliche, indem das Rhinoceros von nun an flüchtig fortgieng, als ob ihm der böse Feind auf den Fersen wäre und sich nie mehr aufhalten zu wollen schien.

Wir folgten ihm unverdrossen im Sonnenbrande über Hügel und steinbesäte Plateaux durch dichten Busch in der Richtung des Berges Kallesch.

Es war zwei Uhr nachmittags, wir hatten den Schweiss auf steinigem Grund eben wieder verloren und ich begann mich mit dem Gedanken, umkehren

zu müssen, vertraut zu machen, als wir über eine Terrainwelle emportauchend das Rhinoceros in einer kleinen Mulde im Schatten langsam einherschreiten sahen. Nach einigen Fangschüssen lag das grosse Thier in schlafender Stellung vor uns, um nicht mehr aufzustehen.

Die Leute stimmten ein Triumphgeschrei an, während ich selbst mich verpflichtet fühlte einen »Juchezer« auszustossen, der infolge meiner ganz vertrockneten Kehle gewiss recht heiser geklungen haben mag.

Das erlegte Thier war ein uraltes Exemplar. Das vordere Horn hatte eine Länge von 52 cm. und mass 55½ cm. um die Basis, während das rückwärtige halb so hoch war.

Während die Schikari und Farah Dschama, mit denen ich meinen Dattelvorrath und den Inhalt der Theeflasche theilte, zurückblieben, um das Haupt und die besten Theile der dicken Haut abzulösen, kehrte ich mit Dáher ins Lager zurück, welches wir bei Sonnenuntergang erreichten.

Schon von weitem liess Dáher das bei den Somâli bei solchen Anlässen übliche, im Tone einer Litanei herabgesungene Siegeslied ertönen und als ich beim Wassertümpel, wo die meisten Leute mit Waschen und Baden beschäftigt waren, vorüber zum

Zelte ritt, wurde ich wie ein heimkehrender Held acclamiert und beklatscht. Gehobene Stimmung herrschte diesen Abend im Lager.

Am 31. Jänner früh bewegte sich unsere Karawane durch die menschenleere Wildnis wieder gegen Burka zu. Während Coudenhove in westlicher Richtung von der Route abschwenkte, um zu pürschen, blieb ich bei der Karawane und lief nur einmal mehr zum Scherz einem Rudel Zebra nach, an deren drolligem Thun und Treiben ich mich ergötzte. Ich sah am Marsche Fährten von Elefanten, Nashörnern, Zebra, Oryx beïsa, Gazella Walleri und auch die eines starken Löwen, doch waren dieselben nicht frisch genug, um ihnen mit Aussicht auf Erfolg nachzugehen.

Seit dem verflossenen Tage fühlte ich mich wieder ganz wohl und eine herrliche nördliche Brise, welche die Hitze mildernd um meine Schläfe strich, erfüllte mich mit neuer Lebenslust.

Um 11 Uhr campierten wir unweit eines felsigen Wasserbassins und zwar eine Strecke unter dem Winde, da Spuren einer Elefantenherde zu demselben hinführten. Da Coudenhove bis Nachmittag nicht zurückgekehrt war, schickte ich ihm ein Kameel mit Wasser und etwas Proviant entgegen. Erst gegen sechs Uhr abends kam er freudestrahlend ins Lager geritten und erzählte mir sein Abenteuer.

Hier seine eigenen Worte:

»Ich hatte mit meinem Schikari Duala um 1/27 Uhr früh eine starke Rhinocerosfährte gefunden. Nachdem wir derselben eine Viertelstunde gefolgt waren, bekam ich im Gebüsche das Thier plötzlich zu Gesicht. Nach meinem Schuss stürmte dasselbe mit grossem Lärm, Schnaufen und Brechen davon. Wir fanden sofort Schweiss und giengen der Fährte bis neun Uhr nach, wo ich es abermals erblickte, wieder auf dasselbe schoss und es von neuem anschweisste. Der Spur wegen des steinigen Bodens mit vieler Mühe folgend, kam ich noch einmal um 11 Uhr mit ihm zusammen, wobei ich es, wie es schien, fehlte, und wollte um ein Uhr die Jagd aufgeben, da wir die Spur um diese Zeit ganz verloren hatten. Da entdeckte der unermüdliche Duala das Rhinoceros, beiläufig achtzig Schritte von uns im Gebüsche krank niedergethan. Mit grosser Vorsicht pürschte ich mich bis auf vierzig Schritte an. Doch plötzlich schien es beunruhigt zu sein, wurde, gegen mich gewendet, hoch, machte dann kehrt und galoppierte in schnellster Pace davon, einem schmalen, länglichen Buschstreifen zu. Ich schoss ihm beide Kugeln nach, ohne seine Flucht zu hemmen, und da ich überzeugt war, das Rhinoceros werde durch den oben erwähnten Busch rennen, und ich sehen wollte, wohin es sich wenden würde, um nicht wieder mühsam der Fährte folgen zu müssen, so lief ich, ohne unvorsichtigerweise wieder zu laden, so schnell ich konnte, durch das Gebüsch durch. Nachdem ich auf der anderen Seite aus demselben herausgekommen war, blieb ich stehen, um Athem zu schöpfen und mit dem Gucker das Thier, welches ich vor mir wähnte, in der offenen Gegend zu erspähen. In diesem Augenblicke höre ich hinter mir ein Brechen, Trampeln und Schnaufen und sehe zu meiner unangenehmsten Überraschung das Rhinoceros,

welches hinterlistigerweise im Gebüsche stehen geblieben war, mit grosser Schnelligkeit aus demselben heraus und auf mich losstürzen. So rasch ich konnte, mache ich linksum und renne so schnell, wie noch nie zuvor in meinem Leben, zum rettenden Gebüsch zurück, das Rhinoceros mir im Bogen folgend und gar nicht mehr weit hinter mir. Doch knapp vor dem Dickichte, in welchem ich Zuflucht suchte, fühle ich, dass ich nicht weiter kann, da ich absolut keinen Athem mehr habe und mir die Füsse den Dienst versagen. Ich falle und arbeite mich, hiebei die Hände zu Hilfe nehmend, in aller Eile, zerkratzt und zerschunden, in das Dornengebüsch hinein. Das Rhinoceros blieb einen Augenblick verdutzt an der Stelle, wo ich verschwunden war, stehen, kehrte dann um und rannte schnaubend davon. Doch gieng es nun nicht mehr weit und wir waren bald wieder auf seinen Fersen. Nachdem ich ihm noch einige Fangschüsse gegeben hatte, blieb es für immer liegen.«

Am 1. Februar bei Tagesanbruch begab ich mich mit meinen Leuten zum Wasser, um zu sehen, ob nachts Elefanten dort getrunken hätten. Das steinige, jetzt ausgetrocknete Flussbett führte über grosse Felsplatten durch ein enges Thal hinab. An einer Stelle brachen die Platten plötzlich ab und bildeten einen hohen senkrechten Absturz, unter welchem sich in einem grossen, fast kreisrunden Felsenbassin das tiefdunkle Wasser befand, von den Somâlis wegen seiner Färbung Biahemedu, das ist schwarzes Wasser, genannt.

In der Regenzeit, wenn durch die nun trockene Schlucht hochangeschwollene Fluten zu Thal rauschen, muss der über den Felsabsatz stürzende Wasserfall einen grossartigen Anblick bieten. Doch ich bereute es nicht, auch in der jetzigen Jahreszeit diesen wild-romantischen Fleck Erde gesehen zu haben.

Wir folgten Elefantenfährten zum Wasser, bei deren näherer Besichtigung sich dieselben als nicht frisch genug zum Nachziehen erwiesen. Die im Sande abgedrückten ungeheueren tellerartigen Fussstapfen waren nämlich durch Fährten kleinerer Thiere gekreuzt und hier und da mit vom Winde daraufgewehten Pflanzentheilen bedeckt, so dass dieselben als nicht von der vergangenen Nacht herrührend und somit als »alt« bezeichnet werden mussten.

Wenn der Jäger diese Fährten »alte Fährten« heisst, obwohl manche derselben erst vor ein bis zwei Tagen entstanden waren, wie soll man dann jene Spuren nennen, die hier von den Wanderungen der Elefanten zu ihrem Tränkplatze seit undenklichen Zeiten erzählten?

Die von den Abhängen über riesige Steinblöcke herabführenden Wechsel sind durch die seit Alters her dieselben benützenden Thiere schuhtief in den harten Fels eingegraben, und die scharfen Kanten und Ecken vieler Blöcke, an welchen die Elefanten gewohnt sind, sich zu reiben, ganz abgerundet und glatt poliert.

Bei Betrachtung solcher Zeugen einer von grauer Vorzeit bis heute fortwirkenden Thätigkeit der Riesenthiere sieht das geistige Auge des Menschen mit einem Blicke Jahrhunderte vorbeirollen, in welchen wie heute Elefantenherden in langer Zeile bedächtigen Schrittes zur Tränke wanderten und die lautlose Stille der Mondnächte mit ihren Trompetentönen und durch das Plätschern im Wasser unterbrachen. So erschliessen sich dem Reisenden nicht nur ferne Länder, sondern auch ferne Zeiten.

Auf einem Umwege zum Lager zurückkehrend, erlegte ich unweit desselben nach interessantem Anpürschen einen zweijährigen Bock von Gazella Walleri für die Küche.

Die nach einer anderen Seite ausgesandten Kundschafter kamen eilig mit der Botschaft zurück, zwei Nashörner gesehen zu haben, und da Coudenhove im Lager blieb, um sich von den Strapazen des Vortages zu erholen, zog ich allein aus.

Gegen Mittag stiessen wir auf die Fährten und schon nach 1 ½ Stunden des Nachgehens sah ich den vor mir schreitenden Abdi Sikar in die Knie sinken und mit ausgestrecktem Arme auf ein Rhinoceros zeigen. Wie ein grauer Berg lag es schlafend im Schatten einer Schirmmimose. Ich kroch bis auf 50 Schritte an und gab ihm eine Kugel aufs Blatt, worauf es unter Schnauben, in eine Staub-

wolke gehüllt, an mir vorbei donnerte, gefolgt von dem bisher verborgenen zweiten, jüngeren Thiere, auf welches ich auch einen Schuss abgeben konnte. Nun lief ich ihnen durch die Büsche nach, rannte nach wenigen Schritten fast an das schon verendete alte Thier an und sah im selben Augenblicke das tapfere Junge auf uns losgaloppieren. Bald lag auch dieses, welches immerhin die Grösse eines Mastochsen hatte, von mir und dem überglücklichen Schikari mit einer Salve begrüsst, vor uns.

Der Jubel unserer Leute im Lager wurde durch das Geschenk eines Kameeles an die Mannschaft erhöht und es folgte am Abende ein allgemeines Festessen.

Am 2. Februar zeitlich morgens verliess ich das Lager mit meinen Leuten und einem Kameele, welches Wasser und etwas Proviant für den Fall mitführte, dass wir gezwungen wären über Nacht auszubleiben. Die Mitnahme des Proviantkameeles führten wir von nun ein, wenn ein weiterer Jagdzug geplant war, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein.

Doch sollten wir diesesmal nicht weit kommen, da wir schon nach einer Viertelstunde eines grossen Nashornes ansichtig wurden. Als es auf einige hundert Schritte Entfernung langsam durch den niederen Buch zog, sah es wahrhaft imposant

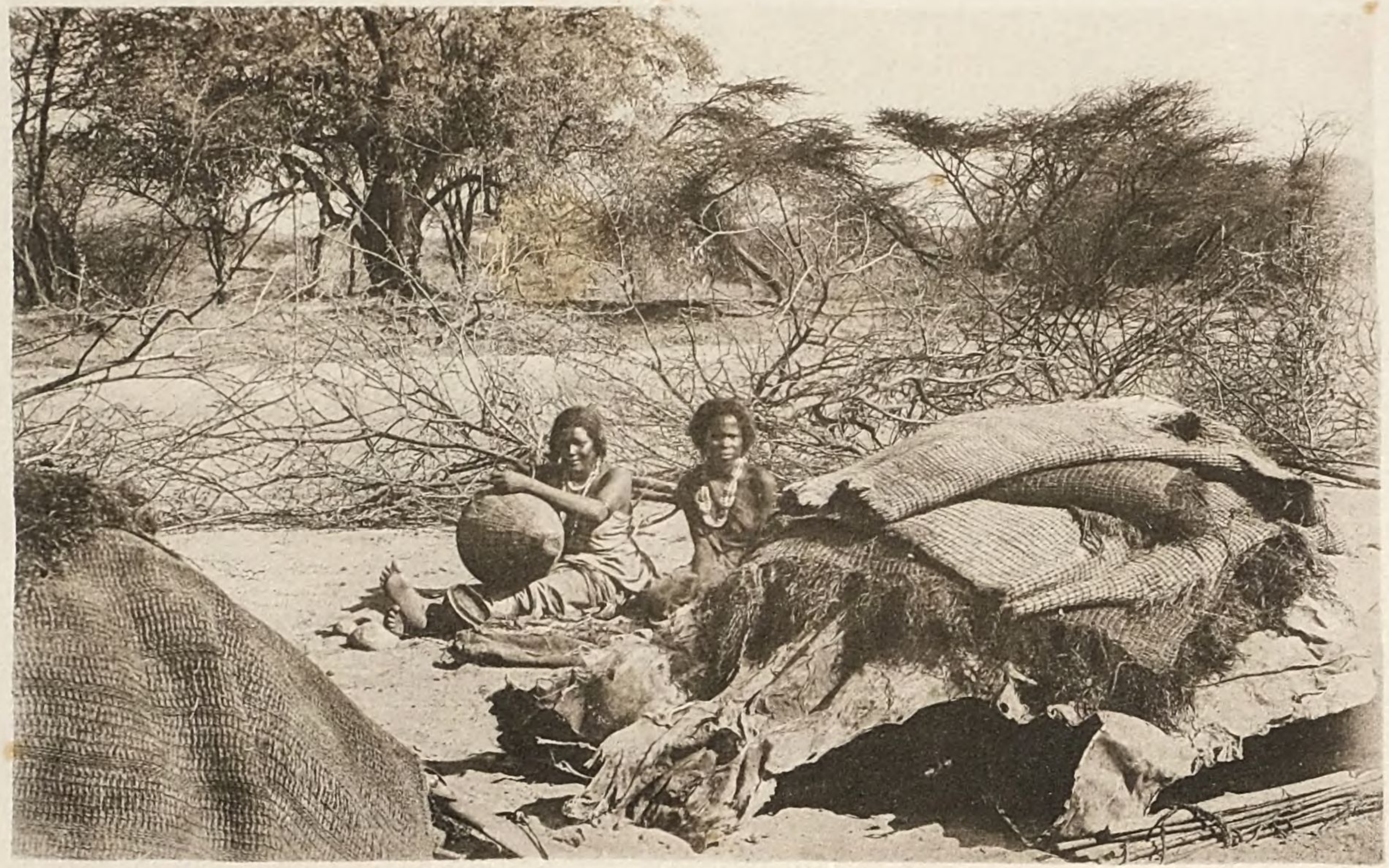
aus, so dass meine Leute es anfangs für einen Elefanten gehalten hatten. Da es sich nach rechts gegen einen niederen Hügel zu wenden schien, versuchten wir ihm mit gutem Winde auf dem buschbedeckten Abhange vorpürschend den Weg abzuschneiden. Wir überschossen jedoch unser Ziel und das Thier wurde hinter uns flüchtig, wie Elmi, der athemlos herbeigelaufen kam, berichtete. Er hatte es über die flache Thalmulde bis in eine dichtere Baumgruppe flüchten, aber von dort nicht mehr herauskommen sehen.

Eiligst wandten wir uns nun dorthin und kamen bald auf die Fährte. Nach wenigen Schritten in dieser Richtung hörte ich das bekannte Schnauben vor mir und sah das Rhinoceros, welches offenbar nicht wusste woher ihm Gefahr drohte, schnurgerade auf mich lostrollen. Ich gab ihm eine Kugel in die Brust und eine zweite, als es sich drehte und im Galopp vorbeiflüchtete, in die Flanke. Es dauerte nicht lange, so traf ich auf das krank dastehende Thier, welches nach einigen Fangschüssen zu Boden stürzte. *(Siehe Tafel V).*

In der Stirnhaut dieses Nashorns fanden wir die abgesprengte Spitze eines Rhinoceroshornes, welche unzweifelhaft von einem erbitterten Zweikampfe mit einem Rivalen herrührte.

In der Frühe des 3. Februar brachen wir das Lager ab. Während Coudenhove einen weiten Umweg in eine Gegend machte, wo ihm Nashörner versprochen worden waren, ohne dass er indessen auch nur mit einem solchen zusammengetroffen wäre, erlegte ich deren zwei am Marsche mit der Karawane, von denen das erstere einen lustigen Auftritt verursachte.

Den Kameelen vorangehend sah ich im steilen Thale des Gansale, in welches wir eben über eine grosse Terrainwelle hinabstiegen, ein Rhinoceros, das gemächlichen Schrittes im sandigen Rinnsale des Flusses fortwanderte. Schnell den Kameelen Halt gebietend, pürschte ich das riesige Thier an, als dasselbe das Flussbett verlassend den Abhang hinaufgieng, und folgte demselben von rückwärts, die Entfernung stets vermindernd, bis mich nicht mehr als 20 Schritte von ihm trennten. Ich muss gestehen, dass es ein ganz eigenes Gefühl war, diesem ungeschlachten Ungeheuer nachzuschreiten, dessen Hintertheil in stupender Breite und Höhe sich vor mir erhob. Der Gedanke: »Was störst du Zwerg den friedlichen Gang dieses grossen Thieres«, kam mir in den Sinn, war aber schnell vergessen, als sich das Rhinoceros wandte und mir so Gelegenheit zu einem günstigen Schusse bot. Nach demselben drehte es sich in eine Staubwolke



Lagerscene.

Weiber der Karawane Wassergefässe ausbessernd.

gehüllt, schnaubend, wie gewöhnlich, mehreremale um seine eigene Achse und nahm dann in gerader Richtung die Karawane an.

Nun folgte eine lebhafte Scene. Eine Unzahl Schüsse fielen und die Kugeln pfiffen nur so über meinen Kopf; Speere wurden gegen das schnaubende Unthier geschleudert, welches drei Leute, die sich zu nahe herangewagt hatten, verfolgte, bis es von den Kräften verlassen, zusammenbrach, ohne nebenbei gesagt von einer einzigen Kugel der aufs höchste aufgeregten Somâli getroffen worden zu sein. Das Fronthorn mass 51 cm. in der Länge und 60 cm. um die Basis.

Als ich eben mit dem Anpürschen beschäftigt war, hatten meine Leute in der Ferne ein zweites Nashorn gesehen, das ich nun mit dem Fernrohre entdeckte, wie es eben über einen weiten Bergrücken wechselte. Dieses traf ich nach längerem Nachgehen zuletzt schlafend an und erlegte es mit einem Schusse.

Über einen zweiten Bergrücken gelangten wir am Weitermarsche an den Habaule und dem Laufe desselben am Nachmittage entlang ziehend an das wohl 300 m. tiefe, breite und von röthlichen steilen Felswänden begleitete Thal des Dachâto.

Unsere Karawane bewegte sich in Zickzacklinien durch ein Gewirre von grossen Felsblöcken

und unter fast senkrechten Wänden vorüber bis tief hinab an das Flussbett, welches hier und da Wassertümpel enthielt und bezog unter schattigen, von den Somâli »Hereri« genannten Bäumen, das Lager.

Elmi und Dáher überraschten beim Wasser einige Galla, welche mit Hinterlassung eines Schildes und etlicher mit Früchten und Honig gefüllter Gefässe die Flucht ergriffen. Elmi brüstete sich später selbstgefällig »auf die Feinde nicht geschossen zu haben, um die Elefanten nicht zu beunruhigen«.

Von diesem Punkte aus folgten wir bis zum 18. Februar stets dem Laufe dieses stellenweise Wasser führenden Flusses aufwärts, im Grossen und Ganzen in nordöstlicher Richtung.

IX.

Burka — Vergebliche Verfolgung von Elefanten und Nashörnern — Wir marschieren den Dachâto hinauf — Coudenhove erlegt zwei Nashörner — Eine Abendpürsche — Elefanten werden flüchtig.

Wir sind endlich in Burka *(Siehe die Karte)* und diese ausgedehnte, unbewohnte Wildnis erweist sich wirklich, wie unser vortrefflicher Wegweiser Dáher prophezeit hatte, als ein wahres Jagd-Dorado.

Elefanten und Nashörner kommen des Nachts zur Tränke und wechseln in den ersten Morgen-

stunden aus dem heissen Thale wieder zurück auf die weiten Plateaux, welche den Fluss zu beiden Seiten begleiten, wo sie den Vortheil des über diese Hochflächen streichenden Windes geniessen und den Tag unter den breiten Kronen mächtiger Schirm-Mimosen in beschaulicher Ruhe zubringen. Die felsigen Thalabfälle werden von beiden Kudu-Arten bewohnt, während die offenen Grasebenen des allmählich sich verbreiternden Thales und die Hochebenen von Zebra, Beïsa-Antilopen und Gazellen bevölkert sind, die den zahlreichen Löwen zur Beute dienen.

Von all' diesen verschiedenen Wildarten erlegten wir während der meist kurzen Märsche und von den Lagerplätzen aus einzelne Exemplare, wobei wir manch' interessantes Jagdabenteuer erlebten.

Am nächsten Morgen, dem 4. Februar, bei Tagesgrauen gieng ich mit Ali Khar und den Schikaris flussabwärts zu den langgestreckten Wassertümpeln, wo des Nachts Elefanten gehört worden waren.

Es vergieng längere Zeit, bis wir aus den Kreuz- und Quergängen der unzähligen Fährten die richtigen, aus dem Thale führenden, gefunden hatten. Endlich waren wir auf der Spur der aus 8—10 Thieren bestehenden Herde, die uns, auf steinigen Wechseln über Gerölle und durch Dornbüsche steil ansteigend, auf die welligen Tafelländer und über diese weit fort in nordwestlicher Richtung führten.

Bis ½ 3 Uhr verfolgten wir die Fährten, wo dieselben auf steinigem Grunde verloren giengen. Man sollte glauben, es sei nicht möglich, die einmal gefundene Spur solcher Colosse, wie es Elefanten und Nashörner sind, zu verlieren, und doch geschieht dies unter gewissen Umständen selbst den besten eingebornen Fährtensuchern.

Auf hartem Boden hinterlässt die weiche, schwammige Sohle des Elefantenfusses fast keinen Eindruck, und wenn gerade an solchen Stellen auch zahlreiche ältere Fährten vorhanden sind, ist es schwer, dieselben zu entwirren und die richtigen herauszufinden. Hier helfen dem Jäger oft frisch abgerissene Äste und zerpflückte Pflanzentheile, oder die ungeheure walzenförmige Losung weiter, welche die Somâli mit den Füssen anzustossen pflegen, worauf sie auseinander fällt und ihr mehr oder minder frisches Innere enthüllt wird.

Nachdem wir uns alle wieder zusammengefunden hatten, wobei einer meiner Leute erzählte, er habe zwei Galla auf der Flucht gesehen, wurde der Rückweg angetreten, auf welchem wir von weitem zwei flüchtige Löwen, eine Löwin und ihr Junges, sahen. Während die Somâli, sobald wir abends wieder den Fluss erreicht hatten, Kühlung und Erfrischung im Bade suchten, gieng ich im sandigen Flussbett voraus in das Lager, das ich um ½ 7 Uhr abends erreichte.

Wir waren genau zwölf Stunden am Wege gewesen, ohne mehr als zweimal je fünf und zehn Minuten gerastet zu haben. Dass ich während des heissen Tages mehreremale gewaltige Sehnsucht nach tiefem Schatten und kühlem Trunke verspürte, kann man sich denken, und häufiger als sonst folgte ich dem Beispiele meiner Somâli, den quälenden Durst durch Kauen von Gummi arabicum zu mildern.

Dieses kostbare Harz, welches am Stamme und in den Gabelungen der Äste von Olibanum meist in krystallhellen Kugeln gefunden wird und einen Haupthandelsartikel des Somâlilandes bildet, wirkt, im Munde hin- und hergeschoben, sehr erfrischend auf den ausgetrockneten Gaumen.

Ich fand Coudenhove, der auch mit leeren Händen nach Hause gekommen war, eben im Begriffe, in eine Zeriba auf den Löwenanstand zu gehen. Er hatte vergebens ein Rhinoceros verfolgt, einen grossen Kudu gesehen und ein Zebra gefehlt.

Nach einem wohlverdienten Rasttage folgte am 6. Februar wieder ein langer Jagdtag.

Um ½ 6 Uhr früh wanderte ich mit meinen Leuten den Fluss hinab. Unglaublich war die Menge der Perlhühner, welche bei unserer Annäherung zuerst spornstreichs über den Sand liefen und dann mit schwerem, laut rauschendem Fluge weg-

strichen. Das durch den Flügelschlag dieser Vögel erzeugte dumpfe Geräusch erfüllte fast ununterbrochen die Luft, so lange wir den Flussufern entlang giengen.

Die Wanderung durch das malerische Thal des Dachâto in kühler Morgenstunde war ein angenehmer Spaziergang; bald gieng es im sandigen Flussbett das grüne Schilf entlang, mit dem die Wassertümpel umsäumt waren, bald unter den hohen knorrigen Uferbäumen dahin, über deren breite Kronen die rothen Felswände der Thalabfälle im goldigen Glanze des Frühlichtes herüberschimmerten.

Elefanten waren des Nachts keine an der Tränke gewesen, wohl aber Nashörner, deren frische Fährten Kreuz und Quer über die Sandbänke führten. Wir folgten diesen bis auf die Höhe des Plateaus, wo wir sie verloren.

Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass so gigantische und schwere Thiere, wie die Nashörner es sind, solche Felswände erklettern können. In Zickzacklinien führen ihre Pfade, wie wahrhaftige Gemswechsel, durch das Felsenlabyrinth zur Höhe empor, und man begreift nicht, wie diese ungeschlachten Thiere die scharfen Wendungen nehmen können. Dass der Elefant ein guter Bergsteiger sei, hatte ich in Indien beim Erklimmen und Hinabsteigen fast senkrechter Flussufer auf dessen Rücken

erprobt, von dem Rhinoceros aber waren mir diese hervorragenden touristischen Leistungen noch neu.

Zuerst stellte ich einigen Beïsa-Antilopen nach, die unterhalb eines Hügels flüchtig geworden waren. Als jedoch zwei Zebra aus einer Mulde aufsprangen, zog ich es vor, diese zu verfolgen, wobei folgendes Intermezzo passierte.

Ich hatte die zwei gestreiften Hengste, welche schnaubend von mir weggetrabt waren, eben im Busche aus den Augen verloren und folgte ihnen, meine Blicke auf die im Sande leicht sichtbaren Hufspuren geheftet, als ich plötzlich eine grosse Löwenfährte auf diesen Spuren abgedrückt sah, die nach derselben Richtung führte. Im ersten Momente lugte ich instinctiv nach dem Könige der Thiere aus, der mir in der Pürsche auf die Zebra eben zuvorgekommen zu sein schien. Bald klärte sich aber mein Irrthum auf. Ich war in der Hitze der Verfolgung von den richtigen Fährten ab und, einem anderen Wechsel folgend, auf ältere gekommen, die im staubartigen Sande frisch genug aussahen, ebenso wie die des Löwen, welche sich bei näherer Untersuchung als ein bis zwei Tage alt erwiesen.

Da die Zebra nicht mehr einzuholen waren, gab ich sie auf und begegnete bald Abdi Sikar, der meinen Fährten gefolgt war. Wir waren nur wenige Schritte nebeneinander gegangen, als er mir zwei

Nashörner zeigte, die eben im Begriffe waren, über einen fernen Hügelrücken zu verschwinden.

Sofort eilten wir in diese Gegend und erblickten die Thiere nach längerem Suchen in dem Momente, als sie des umschlagenden Windes wegen flüchtig wurden. Schnell lief ich diagonal in der Richtung, welche sie zu nehmen schienen, muss aber im Gebüsche wenige Schritte vor ihnen vorübergerannt sein, da ich sie auf einmal hinter mir brechen hörte und nur mehr an der heftigen Bewegung der Zweige erkannte, wo sie verschwunden waren.

Nachdem wir ihnen auf der Fährte gefolgt waren, machten wir sie bald von Neuem flüchtig. Wir trafen nun mit den anderen Leuten zusammen, die sich alle in aufgeregtem Zustande über das Proviantkameel befanden, das einen steilen Felsabsatz hinabgefallen war, ohne jedoch mehr als einige Hautabschürfungen davon getragen zu haben.

Nach kurzer Rast setzten wir die Verfolgung der Nashörner fort. Da Far Harobel, der sich von seinem Fieberanfall bei den Aulihan noch immer nicht erholt hatte, plötzlich von Hitzschlag befallen, niedersank und mit verdrehten Augen, kurz athmend, liegen blieb, warteten wir auf das nachkommende Kameel, labten den halb Ohnmächtigen mit Wasser und gaben Hassan, der das Kameel führte, den Auftrag, ihn, sobald er sich erholt hätte, ins Lager zurück zu geleiten.

Ich zog nun mit Abdi Sikar allein den Nashörnern nach bis ½5 Uhr nachmittags, wo dieselben zum letztenmale, von etwa hundert Mantelpavianen jeglicher Grösse, die uns gesehen hatten, alarmiert, flüchtig wurden. Ich muss gestehen, dass ich sehr froh war, als Elmi mit meinem Pferde im richtigen Augenblicke erschien und ich mich heute zum erstenmale in den Sattel schwingen und nach Hause reiten konnte.

Coudenhove hatte ein grosses Rhinoceros angeschossen, nachdem sein Schikari Duala in der Aufregung den ersten Schuss auf dasselbe abgefeuert hatte, ohne es zu treffen.

Während mein Reisegefährte am nächsten Morgen, den 7. Februar, seinem angeschweissten Rhinoceros nachzog, verlegten wir das Lager einige Stunden flussaufwärts. Ich blieb am Marsche bei den Kameelen und widerstand leicht der Versuchung, frischen Rhinocerosfährten zu folgen, da ich von der Anstrengung des vorigen Tages noch etwas hergenommen war.

Erst nach Einbruch der Finsternis kam Coudenhove unter dem choralartigen Gesange seiner ihn begleitenden Leute in das Lager. Er war bei Verfolgung des angeschossenen auf zwei andere Nashörner gestossen und hatte beide erlegt, worüber allgemeine Freude herrschte, welche bei den Somâli

nicht reiner Herzensgüte allein, sondern auch der Aussicht auf Theilnahme an den Rhinocerosschildern entsprang, die wir ihnen ausser anderen Prämien zugesichert hatten.

Den 8. Februar brachte ich wieder mit der Jagd auf Nashörner zu, von denen ich zwar eines in der Ferne und zwei nahe und flüchtig sah, ohne jedoch auf dieselben schiessen zu können.

Da am 9. Februar vormittags die ausgesandten Kundschafter mit ungünstigen Nachrichten zurückkamen, wurde der Weitermarsch beschlossen. Dáher war bei einem fernen Wassertümpel gewesen, an welchem er sicher Elefantenfährten zu finden hoffte, hatte aber statt derselben bloss zahlreiche Spuren von Galla entdeckt. Er erzählte, dass er in der Nähe des Wassers einen grossen Löwen mit schöner Mähne gesehen habe, der sich nur langsam und nach mehrmaligem Umschauen entfernt hatte.

Auch während unseres kurzen Nachmittagsmarsches erregte ein von Duala Ali gesehener Löwe einige Zeit die Gemüther und war die Ursache, dass Coudenhove auch diese Nacht wie schon so manche am Anstande zubrachte.

Ich gieng abends noch auf die Pürsche und entdeckte bald in weiter Ferne ein Rudel von Beïsa-Antilopen, die jedoch eine unnahbare Stellung innehatten. Ich schickte daher die Schikari im Bogen in

ihren Rücken, mit der Weisung, dieselben zu beunruhigen und so vielleicht in meine Richtung zu treiben, während ich so nahe als möglich an dieselben, von einem Strauche gedeckt, herankroch.

Der Anschlag gelang, und ich hatte bald die Genugthuung, diese hübschen Antilopen langsam auf mein Versteck losziehen zu sehen. Doch zu gleicher Zeit sah ich nun längs des im Hintergrunde sich hinziehenden Hügelrückens ein Zebra herabwechseln, und es erwachte in mir der Wunsch, Besitzer seines schöngestreiften Felles zu werden.

Als daher die Beïsa-Antilopen auf Schussdistanz genaht waren, schoss ich mit einem coup double zwei derselben im Feuer nieder und lief dann, schnell ladend, auf das Zebra zu, auf welches ich, als es sich zur Flucht wandte, noch einen weiten Schuss abgeben konnte. Leider war derselbe nicht tödtlich, und ich hatte die Enttäuschung, das angeschossene Thier, dem ich schnell gefolgt war, in den dicht verwachsenen Schluchten zu verlieren.

Der Abend brach ein und ich wandte mich gegen das Lager zurück, als ich Elmi begegnete, der auf mich zulief und schon von weiten mit den Armen wild gestikulierend, mir deutete, zu kommen. Ich folgte ihm in schnellem Laufe, ohne von dem vor Aufregung sprachlosen Jungen herausbekommen zu können, was er eigentlich mit mir vorhabe. Doch

schien er mich zweifellos auf grosses Wild führen zu wollen, da er mir den Stutzen abnahm und dafür die Elefantenbüchse in die Hand drückte.

So stürmten wir beide über die Ebene dahin, auf welche sich rapid die Schatten der Nacht herabsenkten, bis Elmi, endlich im Laufe innehaltend und vorsichtiger von Busch zu Busch schleichend, plötzlich mit ausgestrecktem Arme in eine Richtung deutete. Nach und nach erkannte ich die Umrisse zweier Nashörner — nicht Löwen, wie ich gehofft hatte — die erhobenen Hauptes zu sichern schienen.

Da ein Näherkommen über eine offene Stelle nicht möglich war, riskierte ich einen weiten Schuss, nach welchem beide Thiere in schwerem Galopp davon rannten. Aus dem umliegenden dichten Busche stürmte jetzt unsere halbe Mannschaft, die dort mit Ali Khar versteckt gewesen war, den Nashörnern nach, in der Überzeugung, eines bald stürzen zu sehen. Da dies aber nicht geschah, kamen sie nach und nach wieder zurück und wir kehrten alle in das Lager heim.

Wie ich mich am nächsten Tag überzeugte, war mein Schuss auf das Rhinoceros fehlgegangen.

Am Nachmittage dieses Tages (10. Februar) marschierten wir wieder weiter, wobei Coudenhove und ich wie gewöhnlich der Karawane vorausritten. Wir hatten eben einen hübschen aus uralten Bäumen

bestehenden Uferwald passiert, als wir in unserem Rücken vielstimmiges Geschrei hörten und, zurückreitend, einige unserer Leute aufgeregt auf uns zulaufen und winken sahen. Folgendes war die Ursache des Tumultes: Sieben Elefanten waren ungesehen von uns aus dem Auwalde flüchtig geworden und über die Berglehne auf das linksseitige Plateau hinaufgewechselt. Coudenhove, der gleich zurückgaloppiert war und sein Pferd Ali Khar gegeben hatte, während Muhammed Hadschi den Fuchsen bestieg, folgte diesen beiden, die in Carrière die Lehne hinansprengten, so gut es gieng, zu Fusse.

Da mein Pony krumm war, stand ich von der Verfolgung ab, umsomehr, als es mir unmöglich schien, die zwei Somâli, die ich schon hoch oben fast am Plateaurande zu Pferde erblickte, einzuholen.

Diesen gelang es, wie ich abends am Lagerfeuer erfuhr, nach einer Stunde schnellen Reitens die Elefanten auf Momente festzuhalten, wobei bald der eine bald der andere von ihnen angenommen wurde.

Coudenhove, der keuchend den Bergabhang hinaufgelaufen und den flüchtigen Hufspuren zu Fusse gefolgt war, konnte begreiflicherweise nicht gleichzeitig mit den Reitern am Platze sein und da sich die Elefanten nicht länger aufhalten liessen, missglückte diese Jagd.

Zwei Reiter scheinen eben nicht genug zu sein, um eine Elefantenherde länger als kurze Augenblicke in ihrer eiligen Flucht hemmen und solange beschäftigen zu können, bis der Schütze nachkommt. Nur wenn dieser selbst gut beritten ist, kann er in solchen Fällen darauf rechnen zu Schusse zu kommen.

Während dessen hatte ich das Lager aufschlagen lassen und war auf die Pürsche gegangen, auf welcher ich einen grossen Kudubock mit prächtigem Gehörne, Beïsa-Antilopen, Zebra und beim Nachhausegehen im unsicheren Zwielichte die schattenhafte Form eines Löwen oder Leoparden sah, leider alles ausser Schussdistanz.

Spät abends schien sich ein schweres Gewitter am Himmel zusammenziehen zu wollen, da schwarze Wolken aufstiegen und das Firmament überzogen. Doch ebenso schnell wie sie gekommen, zertheilten sich dieselben und bald blinkten die Sterne und die silberne Sichel des jungen Mondes wieder freundlich aus den rasch fliehenden Wolkenstreifen herab.

X.

Vier Löwen werden beim Mahle überrascht — Einer unserer Leute in Lebensgefahr — Mein Abenteuer mit zwei Nashörnern — Erlege einen grossen Elefanten — Wir beziehen das letzte Jagdlager in Burka.

Ein ähnlicher Alarm wie am vorigen Tage wiederholte sich am Vormittagsmarsche des 11. Februar und veranlasste uns denselben zu unterbrechen und das Lager aufzuschlagen. Diesmal waren Löwen die Ursache. Während Coudenhove und ich in der nun breiten Ebene des Thales längs des Flusses ritten, marschierte die Karawane in dem tiefeingeschnittenen sandigen Bette desselben fort.

Bei einer Biegung sahen sich die ersten Somâli, welche der Karawane voranschritten, plötzlich vier Löwen gegenüber, die eben damit beschäftigt waren, eine gerissene Beïsa-Antilope zu verspeisen. Der Anblick so vieler Menschen und der Lärm der Karawane veranlasste die Raubthiere ihre Beute in Stich zu lassen und in dem nahen Uferwalde zu verschwinden. Ein von Ali Khar ausgesandter Somâli, der uns avisieren sollte, lief schnell in der Richtung gegen uns zu, als die übrigen Leute zu ihrem Schrecken plötzlich einen starken Löwen ihm in mächtigen Sätzen folgen sahen. Da der Mann bei dem allgemeinen Lärm die Warnungsrufe der Kameraden überhörte und die ihm drohende Gefahr nicht ahnte, wäre

er verloren gewesen, wenn ihn nicht Hassan Jama mit Hintansetzung seines eigenen Lebens gerettet hätte.

Dieser tapfere Somâli eilte, ohne sich lange zu bedenken, in schnellem Laufe, bloss mit Speer und Schild bewaffnet, dem Löwen schreiend und speerschwingend nach. Der verfolgte Mann, endlich auf seine Lage aufmerksam gemacht, kehrte sich seinerseits gegen den Löwen, welcher nun, als er sich von zwei Seiten angriffen sah, die Verfolgung aufgab und es für gerathener hielt sich seitwärts in die Büsche zu schlagen.

Nach der Erzählung der Somâli war der Löwe im kritischen Momente nur mehr wenige Schritte von beiden Leuten entfernt gewesen. Dieses Abenteuer spricht ebenso für die Furchtlosigkeit der Somâli, als es auch andererseits geeignet ist, die allzuhohe Meinung vor dem »Könige der Thiere« etwas herabzusetzen.

Ich war drei frischen Rhinocerosfährten in steinige Hügel gefolgt mit dem einzigen Resultate einmal in der Ferne das Schnauben derselben gehört zu haben. Bei einem Recognoscierungsritte gegen Abend sah ich bloss vier Gerenuk, dafür aber riesige Elefantenfährten von der vorigen Nacht herrührend.

Im Schilfgrase des Flusses war für Coudenhove wieder eine Zeriba in der Nähe der von den Löwen gerissenen Beïsa-Antilope errichtet worden, aber ob-

Graf Coudenhove. *Dschama* und *Muhammed* (unsere Diener). *Dirri* (der Koch).

Unser Zelt. (Seite 156.)

wohl von dort her fast die ganze Nacht hindurch Löwengebrülle zu hören war, was unter den Kameelen im Lager wiederholt Panik im Gefolge hatte, schienen diese Raubthiere misstrauisch zu sein und kamen nicht in die Nähe des Schirmes. Nachdem Coudenhove denselben am nächsten Morgen verlassen hatte, gieng er vergebens längere Zeit der Fährte eines Löwen nach, welche ihn zum vorigen Lagerplatz zurückführte, wo sie schnurstracks über die weisse Asche der Kochfeuer gieng. Diesem Zufalle danke ich es, wieder in den Besitz einer verlorenen Patrontasche gelangt zu sein, die sich bei dieser Gelegenheit dort vorfand.

Auch der Marsch am Morgen des 12. Februar wurde dadurch frühzeitig unterbrochen, dass ich zwei Nashörner erlegte.

Ich war eben im Begriffe ganz frischen Elefantenfährten, die aus der Thalebene gegen die Höhen führten, nachzuziehen, als ich von einigen meiner Leute zurückgerufen wurde, die mir ein altes Rhinoceros und dessen ausgewachsenes Junges zeigten, welche längs des Bergabhanges hinwanderten. Beim Anpürschen derselben wurde mir bald klar, dass es nicht so leicht sein werde diese Thiere einzuholen, da sie stets weiterzogen und ich in dem Steingerölle und den niederen Dornbüschen ohne Lärm nicht schnell genug vorwärtskommen konnte.

Als ich mein Tempo beschleunigte, klirrten einige lose Steinplatten und eine niedliche Dik-Dik-antilope floh in grossen Sätzen, indem sie die ihr eigenthümlichen zischenden Schrecklaute ausstiess. Ich glaubte zu bemerken, wie das dem alten nachschreitende junge Rhinoceros das erstere durch Stossen zur Eile auffordern würde und als ich hierauf das Klappern von Steinen vernahm, dachte ich, dass sie flüchtig seien und lief ihnen schnell durch eine schmale Gasse zwischen den Büschen nach.

Dicht vor einem Akazienbusch machte ich Halt, um zu erspähen, welche Richtung die Fliehenden eingeschlagen hätten, als urplötzlich das alte Rhinoceros, welches mich eben hinter diesem Busche erwartet hatte, schnaubend auf mich losstürzte.

Ich hatte gerade Zeit, mein schon gespanntes Gewehr bis an den Arm zu heben und im Stich auf das Unthier zu schiessen, welches zum Glück im Feuer vor mir zusammenbrach. Nun galoppierte das junge Nashorn von der anderen Seite des Busches gegen mich. Als ich diesem auch einen guten Schuss gegeben und es infolge desselben schreiend hin- und hertaumelte, wurde das alte noch einmal hoch und sah sich nach dem Angreifer um, während ihm der Schweiss aus dem Rachen und Nüstern quoll. Ein Schuss hinter das Ohr warf es für immer zu Boden.

Diese ganze Episode hatte sich in viel kürzerer Zeit abgespielt, als es möglich ist, dieselbe zu erzählen, und war, wie der Engländer treffend sagt: »a close shave«, denn ich bin überzeugt, dass ich dem plötzlichen Angriffe des Ungethümes infolge der Dornbüsche, welche die freie Bewegung hinderten, durch die Flucht nicht entkommen wäre.

Das Rhinoceros gilt noch allgemein als gefährliches, boshaftes Ungeheuer, wie es von den ersten Jägern, die mit demselben zusammenkamen, hingestellt worden war. Neuere Reisende, denen einige Schüsse auf diese Thiere geglückt waren, sind wieder in das andere Extrem verfallen und haben Nashörner als sanfte und gänzlich ungefährliche Geschöpfe gepriesen. Die Wahrheit liegt, wie so oft, in der Mitte, und es ist zweifellos, dass diese dummdreisten, ungeschlachten Thiere den Jäger, welcher sich eigens auf ihre Verfolgung verlegt, unter Umständen in Situationen bringen können, welche eine gewisse Kaltblütigkeit verlangen.

Nachdem meine Schikari, die ich zurückgelassen hatte, nachgekommen waren, zog ich nun wieder den Elefantenfährten weit über das Plateau nach, hatte aber oben meist ungünstigen Wind, und kehrte, als wir auf flüchtige Fährten stiessen, um. Man erkennt leicht, ob ein Elefant am Marsche oder auf

der Flucht begriffen sei, da in letzterem Falle die drei vorderen Hufnägel tief in den Sand eingedrückt sind.

Auf der Abendpürsche durch die Auwälder längs des Dachâto hinab schoss ich einen guten Kudubock der kleineren Gattung.

Am 13. Februar brachen wir morgens zeitig das Lager ab, in der Absicht, zwei grosse Märsche zu machen, und wieder liess uns dieses Jagdparadies nicht weiter als zwei Stunden gelangen.

Ich ritt, begleitet von meinen Schikaris, der Karawane voraus, längs des Flusses nach Wild fahndend.

Als ich eben im Begriffe war vom Pferde zu steigen, um einen Gerenukbock anzupürschen, entdeckte Abdi Sikar einen Löwen in kauernder Stellung am steil abfallenden Flussrande, der augenscheinlich dieselbe Absicht wie ich hegte. Dieser hatte uns jedoch im Nu wahrgenommen und war auf den Sand des Flussbettes hinabgesprungen. Schnell galoppierte ich bis knapp an den Rand, wo ich vom Pferde sprang und die letzten Schritte mit gespanntem Gewehre vorlief. Doch schon sah ich die Löwin, denn eine solche schien es zu sein, in gestreckter Flucht die jenseitige Lehne hinaufsetzen und fehlte sie mit beiden Schüssen. Später sahen wir sie dann noch einmal in der Ferne über eine Sandbank trollen.

Wir waren kaum eine halbe Stunde weitergezogen, als Abdi Sikar im Schilfe des Flusses, dessen Lauf man eine weite Strecke vor uns übersehen konnte, die runden Rücken von Nashörnern zu erkennen glaubte. Als er aber beim Anpürschen noch einmal vom steilen Ufer in diese Richtung lugte, flüsterte er mir in grösster Aufregung zu: »Ich glaube Elefanten«.

Vorsichtig schlichen wir durch die Büsche längs des Randes der rothen Lehmwände und spähten von Zeit zu Zeit in das Flussbett hinab. Beim drittenmale bot sich mir ein Anblick dar, der mein Herz schneller schlagen liess und sich mir lebhaft in das Gedächtnis gegraben hat. Drüben am anderen Ufer des langsam fliessenden Wassers stand die Riesengestalt eines Elefanten, der damit beschäftigt war, mit dem Rüssel das grüne Schilfgras in seinen grossen Mund zu schieben, langsam dabei mit den ungeheueren Ohren fächelnd. Was wir durch tagelanges mühevolles Nachgehen auf der Fährte in glühender Sonne umsonst erstrebt hatten, hier bot es sich mir unerwartet dar.

Da das Thier gegen mich gewendet war, wartete ich, bis es sich drehte, worauf ich ihm auf das Blatt zielte und losdrückte. Nach dem Schusse wendete es sich um, spannte seine Ohren wie Segel aus und gieng scheinbar langsamen Schrittes die steilen

Ufer hinauf, wobei ich noch einmal schoss. Im selben Augenblicke gewahrte ich einen zweiten Elefanten, der aus dem dichten Schilfgrase von links kommend, dem ersten folgte.

Auch auf diesen konnte ich zwei Schüsse mit meiner grossen Büchse abgeben, bevor er das jenseitige Ufer erklommen hatte, und auch hier hörte ich, wie beim ersteren, die Kugeln deutlich schlagen. Dieser Elefant blieb jetzt drüben unter den hohen Bäumen stehen, und als ich eiligst den Fluss übersetzt hatte und ihn anpürschen wollte, wankte er einigemale hin und her und fiel krachend zu Boden.

Ein Triumphgefühl durchbebte meine Brust; doch war jetzt keine Zeit sich der Freude über die seltene Beute hinzugeben, war ja doch der zuerst angeschossene in unmittelbarer Nähe, wie ich an den Bewegungen der Büsche bemerkte.

Obwohl ich den niedergestürzten Elefanten plötzlich wieder stehen sah, hielt ich ihn doch für genug krank, um mich dem anderen widmen zu können und schlich vorsichtig in die Richtung, die dieser genommen hatte. Zweimal konnte ich durch das dichte Geäste etwas von der Gestalt des fortschreitenden Elefanten wahrnehmen, doch da ich wegen des Unterwuchses Umwege zu machen gezwungen war, kam ich nicht mit ihm zusammen und sah ihn zuletzt schon ziemlich weit voran im Schatten des

Urwaldes verschwinden. Ich lief nun längs der Flussufer hin, um ihm den Weg abzuscheiden, konnte ihn aber nirgends mehr entdecken und traf nur mehr die flüchtige Schweissfährte desselben an. Auf dieser schickte ich jetzt meine Schikari weiter und eilte, da mich die Sorge befiel, der andere Elefant könne indess wieder hoch geworden sein, zu diesem zurück.

Hier sah ich zu meiner grossen Genugthuung schon von weitem einen röthlich-grauen Berg — den verendeten Elefanten — unter den Bäumen liegen. *(Siehe Tafel VI).* Staunend betrachtete ich das ungeheure Thier, seinen riesigen Kopf mit den grossen Ohren, die unförmlichen, säulenartigen Füsse und den ringförmig mit Falten bedeckten Rüssel. Die Stosszähne des alten Gesellen waren leider beide an den Spitzen abgebrochen und massen ausgenommen: 1 m. 9 cm., respective 1 m. Die Höhe des Elefanten betrug 2 m. 89 cm. und seine Gesammtlänge von der Spitze des Rüssels bis zum Schwanzende 7 m. 52 cm.

Ali Khar und unsere Leute, die indessen das Lager in der Nähe aufgeschlagen hatten, kamen nun herbei und brachten die Kunde, dass Coudenhove rückwärts mit zwei flüchtigen Elefanten zusammengekommen sei und auf dieselben geschossen habe. Als mein Gefährte nachmittags mit meinen Schikari von der Verfolgung zurückkehrte, erfuhr ich den Vorgang seines Abenteuers.

Da er nachts wie gewöhnlich in der Zeriba auf Löwen gepasst hatte, war er nach Einnahme des für ihn zurückgelassenen Frühstücks der Karawane nachgeritten, als er einen Elefanten von den Auwäldern des Flusses gegen die Höhen wechseln sah. Er galoppierte in diese Richtung, um ihm den Weg abzuschneiden, was jedoch nicht mehr gelang. Dafür gewahrte er einen zweiten Elefanten, der dem ersteren langsamer folgte und nun gerade auf ihn zukam. Als derselbe bis auf 60 Schritte genaht war, blieb er stehen und war eben im Begriffe, Böses ahnend, umzukehren, als ihm Coudenhove einen Schuss gab.

Nun folgte ein langes Nachgehen auf der Schweissfährte den steinigen Berg hinan, dann auf der Hochebene fort, wo auch auf Drängen der Leute ein vergeblicher Versuch gemacht wurde, den Flüchtigen mit dem Pony zu stoppen. Als die Jäger eben entmuthigt eine Rast hielten, kamen meine Schikari, die immer der Schweissfährte meines angeschossenen Elefanten folgten, nach und es entspann sich nun unter den Leuten eine Contreverse, ob dies dasselbe Thier sei, auf welches Coudenhove geschossen oder nicht. Das erstere scheint der Fall gewesen zu sein. Doch blieb die Frage ungelöst, da dieser Elefant nicht zur Strecke gebracht wurde, weder an diesem, noch am nächsten Tage, wo ihm sechs unserer Leute weit nachgezogen waren.

Es stellte sich später heraus, dass die Spitze der Karawane nicht mehr weit entfernt war, als ich auf die Elefanten schoss, so dass Ali Khar und einige Leute, die voraus waren und auf die Schüsse zum Flussufer eilten, noch sehen konnten, wie der Elefant drüben stürzte. Die Nachzügler kamen mit den zwei flüchtigen Elefanten, einige davon ganz nahe, zusammen, wie Dirri, der eben im Begriffe war im Flusse ein Bad zu nehmen. Er berichtete, dass der zweite Elefant nur langsam dem ersteren folgen konnte. Fünf Minuten später und die niemals besonders still marschierende Karawane machte die Elefanten flüchtig und wir bekamen, wie schon so oft, nichts anderes als frische Fährten und warmen Dung zu sehen.

Das ganze sich stets verbreiternde Thalbecken schien auch das Heim zahlreicher Löwen zu sein, wie die vielen frischen Fährten bewiesen und es wurden daher des Nachts ein Kameel und ein Esel ausgebunden, um die Löwen für Coudenhove heranzulocken.

Wir hatten in dieser Nacht eine grossartige Löwenserenade und ganz anders klangen die langgezogenen Seufzer der Löwen in der Stille der Wildnis als zu Schönbrunn in der Menagerie. Auch Nashörner machten sich hörbar, die zur Tränke kommen wollten und von unserem Lager Wind bekommend pustend und pfauchend das Weite suchten.

In dieser Gegend blieben wir die nächsten vier Tage und obwohl mir dort, nachdem ich den Elefanten erlegt hatte, das Waidmannsheil nicht mehr treu blieb, wird mir dieselbe stets in guter Erinnerung bleiben. Hier realisierte sich endlich der langersehnte Wunsch meines Reisegefährten, einen Löwen zu schiessen; ja das Glück schlug gleich ordentlich ein und blieb nicht bei einem Löwen allein stehen, wie aus dem Nachstehenden zu ersehen ist. Dadurch war das bisherige fortwährende »Pech« Coudenhoves wieder wett gemacht und wir konnten beide vom jagdlichen Standpunkte aus mit der sich dem Ende zuneigenden Expedition zufrieden sein.

Landschaftlich war dieser Lagerplatz einer der hübschesten der ganzen Reise. Alte ehrwürdige Bäume, deren dichtbelaubte Kronen durch Guirlanden herabhängender Lianen verbunden waren, warfen wohlthätigen Schatten auf unser Zelt, von dem aus man zwischen den knorrigen Stämmen hindurch auf den Dachâto hinabsehen konnte, dessen Wasser, von grünem Schilf umsäumt, träge unter den jenseitigen rothen Lehmwänden dahinfloss. Eine Unzahl geschwätziger Dohlen und Geier jeglicher Grösse pflegte auf den Bäumen herumzusitzen und auf Abfälle aus dem Lager herabzustossen, während hie und da ein glatzköpfiger Marabu, in philosophische Betrachtungen vertieft, auf einem Beine stand oder gravitätisch umherspazierte.

In der unmittelbaren Umgebung dieses Platzes waren jene grünen Büsche häufig anzutreffen, welche »Adde« genannt werden und von denen die Somâli Zweige abzubrechen pflegen, um mit den saftigen Enden dieser Holzstücke ihre Zähne blank zu reiben, deren blendendes Weiss gewiss zum grossen Theile dieser Lieblingsbeschäftigung zuzuschreiben ist.

XI.

Fehlpürsche auf einen grossen Kudu — Coudenhove schiesst in einer Nacht auf sechs Löwen — Seine eigene Erzählung — Wir beschliessen die Rückreise.

Am 14. Februar früh berichteten die Schikari, dass der ausgebundene Esel von Löwen gefressen worden sei, und Coudenhove, der zum todten Elefanten nachsehen gegangen war, hörte auch dort in den Büschen noch flüchtige Löwen, welche er vom Mahle aufgeschreckt hatte. Es wurde daher an derselben Stelle wie früher ein zweiter Esel ausgebunden und Coudenhove sollte in einer daselbst errichteten Zeriba die nächste Nacht am Anstande zubringen. Er kam aber des Abends bald von dort ins Lager zurück, da er den Schirm nicht für dicht genug hielt und befürchtete, dass die Löwen die im Mondenschein blinkenden Gewehrläufe wahrnehmen möchten.

Seitdem einer unserer Leute das prächtige Gehörne eines grossen Kudu *(Siehe Tafel X5)* gefunden und dasselbe in das Lager gebracht hatte, liess mir der Anblick desselben keine Ruhe und mein sehnlichster Wunsch war, den Träger eines ähnlichen Hauptschmuckes zu erlegen.

Leider sollte dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen, obwohl ich zweimal nahe daran war, ihn erfüllt zu sehen.

Am Nachmittage war ich am rechten Ufer des Dachâto aufwärts gepürscht, als ich bei einer Wendung des Flussbettes auf beiläufig 200 Schritte Entfernung vor mir einen starken Kudubock erblickte, der eben aus dem Wasser langsam durch das grüne Schilfgras zog.

Deutlich konnte ich das hohe gewundene Gehörn des stolzen Wildes wahrnehmen, das mich in seiner Gestalt sehr an die heimatlichen Hirsche erinnerte. Als ich längs des Ufers vorgepürscht war und in das Flussbett hinabblickte, war der Kudu nicht mehr zu sehen und seine Fährten im nassen Sande verriethen, dass er in den jenseitigen Uferwald eingezogen war. Vorsichtig schlich ich in die Richtung, die er genommen, und kam bald aus dem schmalen Streifen Auwaldes in offenen Busch hinaus, wo ich ein Kuduthier mit Kalb entdeckte, das aber leider schon auf mich verhoffte, indem es ganz ähnliche

Schrecklaute wie unser Hochwild ausstiess. Bald darauf wurde es flüchtig, mit ihm zwei andere Thiere und zuletzt der Bock, welchen früher Gebüsche verdeckt hatten. Da die ganze Gesellschaft im Nu hinter einer Terrainwelle verschwunden war, lief ich schnell bis auf die Höhe derselben, von wo ich, bevor das ganze Rudel im Dickicht verschwand, einen Schuss im Stich von rückwärts auf den Bock anbringen konnte.

Obwohl derselbe traf, wie der Schweiss bewies, gieng die seltene Beute doch trotz eifriger Nachsuche verloren. Die Kudu, welche bekannt harte Thiere sind, vertragen, wie der Waidmann zu sagen pflegt, viel Blei und Expansivkugeln, wie ich sie aus meinem 450 cal. »Express« schoss, taugen nicht für diese grossen Antilopen.

Von der am nächsten Morgen den 15. Februar fortgesetzten Nachsuche, auf welcher wir nach stundenlangem Umherkriechen im dichtverwachsenen Gerölle nicht mehr als einige Schweisstropfen gefunden hatten und bei welcher Gelegenheit ich wieder einen Bock der kleineren Kudugattung verschoss, kehrte ich mit leeren Händen kleinmüthig zum Zelte zurück.

Coudenhove hatte am Morgen, als er sich meinem erlegten Elefanten näherte, zwei Löwen flüchtig gemacht und war dort längere Zeit am Anstande gesessen. Nun wurde knapp neben dem

Elefanten für ihn eine dichte Zeriba gebaut, welche er gegen Abend mit seinen Leuten zum Nachtansitze bezog. Ich war eben im Begriffe von einem kleinen bewaffneten Spaziergange gegen das Lager zurückzukehren und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne blitzten noch über die buschigen Wipfeln des Uferwaldes, als ich zu meiner grossen Freude zwei Schüsse rasch hintereinander aus der Gegend vernahm, wo mein Gefährte auf Löwen passte. Später, als ich rauchend vor dem Zelte unter den alten Bäumen sass, durch deren Laubgewirre sich das silberne Mondlicht stahl, konnte ich in der stillen Nacht dem vielstimmigen Concerte lauschen, welches die Löwen mit ihrem tiefen seufzerartigen Gebrülle meinem Freunde dort in unmittelbarer Nähe aufführten und bevor ich in Morpheus Arme sank, klang noch ein Schuss von dort herüber, so dass ich beruhigt über den endlichen Jagderfolg meines Reisegenossen die Augen schloss.

Zeitig früh am nächsten Morgen weckte mich Ali Khar mit der Nachricht, dass die Leute während der Nacht noch weitere sieben Schüsse gehört hätten und begierig, das Resultat dieser »Kanonade« zu erfahren, brachen wir mit einigen Leuten zum Schauplatze derselben auf. Bald konnte ich meinem Reisegefährten freudig die Hand schütteln, denn eine Löwin und zwei prächtige Mähnenlöwen lagen unweit

der Zeriba verendet, während ein vierter Löwe schwer angeschossen war, der bald ausgemacht wurde.

Graf Coudenhove war so freundlich auf meine Bitte seine Erlebnisse in dieser denkwürdigen Nacht, die in der Jagdgeschichte einzig dastehen dürften, zu Papier zu bringen und mir den Aufsatz zur Verfügung zu stellen, welcher hier in unveränderter Form folgt und dadurch auf grösseres Interesse Anspruch macht, da er von der Feder desjenigen herrührt, der das seltene Jagdabenteuer selbst erlebt hat.

»Auf der mit Graf Ernst Hoyos ausgeführten Jagdreise im Somâlilande hatte ich das seltene Waidmannsheil, in einer Nacht auf sechs Löwen zu schiessen und davon vier zu erlegen. Da diese Nacht (vom 15. auf den 16. Februar 1894) die 18. Nacht war, die ich am Löwenanstande zubrachte, ganz abgesehen von den vielen anderen Versuchen, die wir nahezu 2½ Monate machten, um mich auf einen Löwen zum Schuss zu bringen, kann man sich meine und der ganzen Expedition Freude über dieses Resultat denken. Schon in den ersten Decembertagen hatte Hoyos in Milmil einen starken männlichen Löwen erlegt. Um mir nun die Gelegenheit zu geben, sobald als möglich auch einen solchen zu schiessen und so meinen sehnlichsten Wunsch der Erfüllung zuzuführen, hatte er mir in freundlicher und uneigennütziger Weise alle sich uns bietenden Chancen, auf Löwen zu Schuss zu kommen, überlassen. Aber Alles war umsonst; alle Versuche misslangen. Meine Stimmung wurde täglich gedrückter und ich war schon darauf gefasst, ohne einen Löwen erlegt zu haben, nach Europa zurückkehren zu müssen.

Wir marschierten bereits heimwärts und ich war wieder einmal eine Nacht umsonst am Anstande gewesen, als Hoyos, der voraus marschierte, auf Elefanten stiess und ein riesiges Exemplar dieser Thiere schoss. Eine gute Viertelstunde vom Schussorte entfernt, schlugen wir unter schattigen Bäumen unser Lager auf.

Schon in der Frühe des folgenden Tages machte ich beim verendeten Elefanten Löwen flüchtig, und als ich am Morgen des 15. Februar wieder zum Cadaver kam, erblickte ich schon von weitem einen Löwen, der, mir den Rücken kehrend, eifrigst am todten Elefanten herumzureissen schien. Wir pürschten uns sehr vorsichtig und langsam kriechend bis auf ungefähr 70 Schritte an. Doch im Momente, wo ich schiessen wollte, wurde ein zweiter Löwe, den wir bisher nicht gesehen, hinter dem Körper des Elefanten sichtbar. Mit einem Sprunge ins Gebüsch jedoch waren beide verschwunden.

Wir giengen nun ganz zum Riesencadaver heran, der schon stark zu riechen begann, und constatierten, dass der ganze ungeheure Rüssel von den Löwen abgetrennt und in ein nahe gelegenes Gebüsch gezerrt worden war. Ich wartete hier volle zwei Stunden in sehr unangenehmer Stellung auf den Löwen, von dem ich glaubte, er würde wieder zum Rüssel zurückkehren; er that es aber nicht, und da mir die niederbrennende Sonne bald lästig wurde, gieng ich heim.

Ali Khar liess nun beim Elefanten, dessen Rüssel wir wieder mit Mühe an seinen natürlichen Platz gezogen hatten, eine Zeriba, nämlich einen Schirm aus Gebüsch und Dornen, mit Schusslöchern versehen, herstellen, von denen eines gegen den Elefanten, das andere gegen einen zum Opfer bestimmten Esel gerichtet war. Während der Arbeit wurde wieder ein Löwe im Gebüsch bemerkt, doch verschwand

Tafel IX.

Nr. 1. **Rhinoceros** (Rhinoceros bicornis ♂), erlegt von E. Hoyos unweit des Boholodimuflusses.

Länge des Fronthornes	52	cm.
Umfang	55·5	»
Länge des zweiten Hornes	23·5	»
Umfang	51	»

Nr. 2. **Beïsaantilope** (Oryx beïsa ♂), erlegt von E. Hoyos bei Hargeisa.

Hornlänge längs der Biegung	81·3	cm.
Gerade Länge	80	»
Umfang an der Basis	16·5	»
Abstand der Spitzen	26·1	»

Nr. 3. **Löwe** (Felis leo ♂), Mähnenlöwe, erlegt von R. Coudenhove am Dachâto.

Masse der präparierten Decke:

Nasenspitze bis zur Schweifwurzel	210	cm.
Schweiflänge	85	»
Leibmitte, wo am schwächsten	112	»

Nr. 4. **Löwe** (Felis leo ♂), mähnenloser Löwe, erlegt von E. Hoyos bei Milmil.

Masse der präparierten Decke:

Nasenspitze bis zur Schweifwurzel	202	cm.
Schweiflänge	84	»
Leibmitte, wo am schwächsten	109	»

Nr. 5. **Wasserbock** (Cobus ellipsiprymnus ♂), erlegt von E. Hoyos am Webbi.

Hornlänge längs der Biegung	55	cm.
Gerade Länge	48	»
Umfang an der Basis	18	»
Abstand der Spitzen	25·5	»

1

2

3

4

5

1/13 der natürlichen Grösse.

er eben so schnell, als er gekommen war. Endlich gieng der Nachmittag zu Ende und ich begab mich mit meinen Schikaris Duala und Hada und mit dem Somâli Esman an Ort und Stelle.

Wegen des fürchterlichen, aller Beschreibung spottenden Geruches, den der verwesende Elefant verbreitete, hatten wir alle Carbolwatte in die Nase genommen, sonst wäre es wirklich, trotz aller Jagdpassion, nicht möglich gewesen, die fürchterlichen Düfte in so unmittelbarer Nähe eine ganze Nacht hindurch zu ertragen.

Um 1/2 7 Uhr war Alles in Ordnung, der arme Esel angebunden; einer der Somâli hatte die Aufgabe, auszuschauen und zu beobachten, während ich mit den zwei anderen im Inneren der Zeriba am Boden kauerte.

Trotzdem es, wie erwähnt, die 18. Nacht war, die ich bisher dem Löwenanstande gewidmet, ohne vom Glück begünstigt worden zu sein, war ich diesmal doch voll guter Hoffnung und harrte mit Zuversicht der kommenden Ereignisse und das nicht umsonst. Schon um 3/4 7 Uhr stürzt eine Löwin und hinter ihr ein Löwe von rechts aus dem hohen Gebüsch hervor. Mit einem Satze ist die Löwin am Esel: Staub, Getrampel, Gebrülle — ich schiesse ihr schnell zwischen die Lichter und dann noch einen Schuss aufs Haupt, was gar nicht nöthig gewesen wäre, da sie schon der erste Schuss niedergestreckt hatte, was ich aber wegen des Staubes nicht bemerkt hatte. Der Esel hat nur eine leichte Wunde; er steht auf, sieht die todte Löwin neben sich liegen, geräth in kolossale Wuth und beisst und schlägt sie nach Leibeskräften, bis er sich endlich mit Mühe beschwichtigen lässt. Inzwischen wird es dunkel, der Mond geht langsam auf. Es ist fast Vollmond, ein echter, afrikanischer, tagheller Mond. Ich liege wieder am Rücken und schaue in den Himmel hinauf, an welchem unzählige Sterne flimmern.

Leider bin ich nicht im Stande, die mächtigen Eindrücke einer solchen Nacht in der ungeheuren Wildnis in ihrer grossartigen und ruhigen Majestät zu beschreiben. Ich will nur ganz bescheiden erklären, dass ich nichts kenne, was so zum Nachdenken und angenehmen Träumen stimmt, wie eine Nacht unter freiem Sternenhimmel im fernen Afrika; da kann man wirklich ungestört sinnen und träumen und die Phantasie hat Zeit, in weite Fernen zu schweifen, bis sie uns zur Heimat geleitet.

Diesmal wurde ich jedoch sehr bald durch ein ganz merkwürdiges Geräusch gestört, das ganz leise anfieng, stärker anschwoll, dann wieder in ganz leisem Pianissimo verhallte, um neuerdings stärker und stärker zu werden. Dieses Geräusch wurde durch die fortschreitende Verwesung des todten Elefanten und durch die dabei entwickelten Gase verursacht. Es ist nicht zu beschreiben, welch' merkwürdige Musik das war. Von den höchsten Clarinettönen bis zum tiefsten Bass hörte man ganze Accorde ausklingen, unterbrochen von Tönen von so ausserordentlicher Stärke, dass ich wirklich die Dampfpfeife eines Dampfschiffes zu hören glaubte. Dieser Lärm dauerte so ziemlich die ganze Nacht hindurch und ist vielleicht der Grund, warum in der Folge die Löwen sich so wenig um den Lärm der Schüsse kümmerten. Ungefähr 3/4 Stunden, nachdem ich das erstemal geschossen, sprang abermals ein Löwe mit Gebrüll auf den Esel, aber gleich darauf, augenscheinlich durch irgend etwas misstrauisch gemacht, so schnell weg und davon, dass ich ihn fehlte. Auch jetzt versäumte es Hada nicht, mich in der besten Absicht, aber dem entgegengesetzten Resultat, zu trösten, wie er es gewöhnlich nach jedem jagdlichen Misserfolge zu thun pflegte. So oft ich nämlich auf der Jagd etwas fehlte, anschoss und verlor, pflegte er immer meinen Zorn über das Schicksal dadurch

zu beschwichtigen, dass er, auf das gefehlte und verlorene Wild hinweisend, in ein bewunderndes »big one« ausbrach, was so viel heisst als »starkes Stück, capitaler Kerl« etc. Dass meine Wuth dann über meine Ungeschicklichkeit und mein »Pech« noch viel grösser wurde, lässt sich denken. Kaum zehn Minuten später stürzte ein neuer Löwe brüllend auf den Esel; dieser wurde von mir, während er am Esel sass, mit einem Halsschusse erlegt, worauf er circa dreissig Schritte lief und bald mit eigenthümlichem Todeswimmern verendete.

Wir hörten jetzt in den Gebüschen von allen Seiten her Löwen brüllen, bald fern, bald nahe. Wie viele sich an diesem Platze Rendez-vous gegeben hatten, kann ich natürlich nicht sagen, aber jedenfalls war es eine sehr zahlreiche Familie. Das Gebrüll des Löwen ist schon oft beschrieben worden, ich will mich daher darauf beschränken, zu bemerken, dass diese Art des Brüllens, wie ich es damals die ganze Nacht fast ununterbrochen zu hören bekam, sehr an das Melden der Hirsche zur Brunft erinnert. Das Brüllen des zornigen Löwen gleicht eher einem Knurren.

Kaum war der oben erwähnte Löwe verendet, so sahen wir im Mondenscheine abermals einen, wie es schien, etwas schwächeren Löwen mit grosser Vorsicht und den unglaublichsten Umwegen sich dem Esel nähern.

Er war offenbar durch die Leichen der zwei anderen Löwen etwas beunruhigt, setzte sich alle Augenblicke nieder und gieng nach Katzenart um den Brei herum. Endlich fasste er sich ein Herz und machte Miene, auf den Esel zu springen, doch dieser empfing ihn mit Fusstritten und Ausschlagen, und dieser wenig tapfere Löwe zog sich schleunigst in die Büsche zurück, leider so schnell, dass ich, der ich die ganze Zeit auf einen günstigen Schuss gewartet hatte, zu spät kam und nicht mehr schiessen

konnte. Ich war wüthend auf mich, auf den feigen Löwen und den tapferen Esel.

Doch der getreue Hada tröstet mich: Big one! Dieser Esel war wirklich ein ganz besonderes Thier, vier Löwen hatte er ausgehalten, ohne erheblichen Schaden zu leiden, ausser ein Paar Hautwunden. In zwei bis drei Tagen wäre er wieder ganz hergestellt und munter gewesen, und ich nahm mir vor, ihn nie mehr zu einer solchen Nacht zu verurtheilen.

Doch endlich erreichte ihn das Geschick. Ein neuer Löwe, der stärkste von allen, stürzt auf ihn und reisst ihn mit sich nieder; ich schiesse, der Löwe fällt, steht wieder auf, brüllt sehr unangenehm gegen uns, ich schiesse wieder, worauf er abermals getroffen niederstürzt, um nach etwa fünf Minuten, beinahe zu gleicher Zeit wie der arme, jetzt auch tödtlich verwundete Esel zu verenden.

Also drei Löwen liegen vor uns. Der Mond geht unter, es wird stockfinster, ich lege mich wieder hin, inzwischen erschallt vom Elefanten fortwährend die tollste Musik, während der Geruch trotz der Watte fast unerträglich wird.

Nach circa zwei Stunden werden wir durch sehr starkes Brüllen aufgeschreckt. Ganz nahe an unserem Dornenschirme vorbei nähert sich ein Löwe sehr langsam dem Cadaver des todten Esels, abwechselnd ohrzerreissend brüllend und dann geräuschlos innehaltend; er fängt an zu reissen und zu fressen, um alle Augenblicke aufzuhören und ganz lautlos zu verharren. Während dem kommt noch ein Löwe auf der anderen Seite zum Elefanten. Dieser zweite Löwe kümmert sich um uns gar nicht, er macht einen Heidenlärm, frisst, reisst und würgt gierig am Elefanten herum und lehnt sich ab und zu ganz gemüthlich an unsere Zeriba an. Ich strenge mich vergebens an, etwas zu sehen, ziele wohl fünf Minuten auf den ersten Löwen beim Esel und drücke endlich ziemlich aufs gerade Wohl los.

Ein Brüller und mit einem Satze ist dieser Löwe weg, wie sich später herausstellte, weichgeschossen.

Dieser Schuss in unmittelbarer Nähe hat jedoch den zweiten anwesenden Löwen beim Elefanten durchaus nicht gestört, er frisst ruhig und mit gleichem Appetit weiter. Sehen kann man ihn absolut nicht, doch schiesse ich auf langes Zureden meiner Leute hin, trotzdem ich sicher weiss, dass es umsonst ist. Auch auf diesen Schuss reagiert er nicht gleich. Jetzt kümmern wir uns gar nicht mehr um ihn, die Leute reden ganz laut, ich zünde meine Pfeife an und das Reissen und Fressen hört endlich nach einiger Zeit auf.

Endlich brach der Morgen an; wir verliessen den Schirm und fanden sofort die Löwin und die zwei ersten Löwen, und vom letzten in der Nacht angeschossenen bald Schweiss. Wir folgten gleich der Fährte, welche uns bergauf und bergab führte, um plötzlich ganz aufzuhören. Die Perlhühner, die dort massenhaft vorkommen, hatten dieselbe durch ihre Sandbäder zerstört. Eine ziemliche Pause, während welcher meine Schikari und einige andere Somâli die Fährte suchten, benützte ich, um meinen Sonnenhelm aus dem Lager kommen zu lassen, da ich nur eine Kappe auf hatte und die Sonne ihre Strahlen schon heiss herabsandte. Bald haben meine Leute jedoch die Fährte wieder, welche uns jetzt wohl eine Stunde lang durch dichtes, hohes Gebüsch führt, als ich plötzlich, kaum zehn Schritte von mir, etwas brechen höre und den starken Löwen mit schwarzer Mähne vor uns weggaloppieren sehe.

Grosse Aufregung! »Libah« (Löwe) wird geflüstert und auf ein gewisses Wort, welches in der Somâlisprache »Vorwärts« heisst, auf deutsch aber nicht sehr salonfähig klingt, setzen wir uns in Trab. Doch kaum sind wir hundert Schritte weit gelaufen, als von rechts, ungefähr dreissig Schritte vor uns, ein starkes, sehr unangenehmes Brüllen

oder vielmehr Knurren ertönt, auf welches hin wir uns beeilen, uns schleunigst nach links zu wenden. Doch gleich darauf flüstert mir Far Harobel, welcher die Nachsuche als Volontär mitmachte, auf Englisch zu: »Schiesst Herr, schiesst«. Doch dies ist leichter gesagt, als gethan; ich höre den Löwen wohl brüllen, doch ist er ganz vom Gebüsch verdeckt und ich sehe kaum etwas von ihm. Doch Far Harobel wird immer eindringlicher: »Shoot, Sir, shoot« wiederholt er, und ich knie nieder und drücke ab Nach dem Schusse totales Schweigen des Löwen.

Wir nähern uns sehr vorsichtig dem Gebüsche und constatieren, dass ein Baum durchschossen, der Löwe aber fort ist. Abermals das gewisse Wort, über das Hoyos und ich auf unserer Reise so oft lachen mussten, und wir verfolgen von Neuem die Fährte. Nach circa zwanzig Minuten hören wir wieder brüllen, und ich sehe den Löwen, diesmal links etwa vierzig Schritte von uns, gegen uns gewendet, stehen. Ich schiesse schnell auf ihn, er dreht sich und verschwindet wieder im Gebüsch, brüllt und knurrt fortwährend und ist dort absolut nicht zu sehen.

Wir werfen Steine ins Gebüsch, um ihn heraus zu treiben, doch das geniert ihn nicht. Endlich lasse ich mit einem Snider-Carabiner ins Gebüsch hineinschiessen; auf das hin wird er hoch, ich schiesse, er stürzt, er steht wieder auf, ich schiesse noch einmal; jetzt kriecht er verendend aus dem Gebüsche heraus und ich gebe ihm noch einen Fangschuss.

Grosse Freude! Die Somâli tanzen um mich herum, ich freue mich auch und möchte am liebsten mittanzen, doch ist es schon neun Uhr und ich habe noch nichts im Magen; daher ziehe ich es vor, mit dem Somâli Hassan zum Lager zurückzukehren, wo auch über das günstige Resultat meiner Löwenjagd grosse Freude herrscht.

Alles gratuliert mir und bei einer Flasche Apollinares und einem ganzen Tigel Jam erzählte ich meinem Freunde und Reisebegleiter, dem ich eigentlich, wie schon anfangs erwähnt, die endliche Erfüllung meines lange gehegten Wunsches verdanke, meine Erlebnisse der mir stets unvergesslichen Nacht.«

Diese für meinen Reisegenossen so günstig ausgefallene Jagdepisode bildete eigentlich den gelungenen Abschluss der Expedition, denn damit, dass wir nun beide günstige Jagdresultate aufzuweisen hatten, schien unseren Leuten der Hauptzweck der Reise erreicht und von diesem Momente an drängte alles nach Hause. Der Proviant unserer Somâli war überdies zur Neige gegangen. Gutwillig hatten dieselben die letzte Zeit mit spärlichen Rationen Vorlieb genommen, so dass wir ernstlich an den Rückweg denken mussten.

Da wir wegen der Präparierung und des Trocknens der vier Löwenhäute den nächsten Tag in demselben Lager bleiben mussten, war mir hier noch eine kurze Frist gegönnt, die ich benützte, um die zwei letzten Nächte in der Elefanten-Zeriba auf Löwen zu passen, deren häufige Fährten verriethen, dass dieselben noch keineswegs ausgerottet seien. Doch zogen diese Raubthiere es vor von nun an die Nähe der Zeriba zu meiden und ich konnte in den herrlichen stillen Mondnächten bloss ihr tiefes Brüllen aus der Ferne vernehmen.

Der Aufenthalt in unmittelbarer Nähe des schnell verwesenden Elefanten, in dessen Riesenleib es noch immer unheimlich brodelte, war, trotzdem wir uns Carbolwatte in die Nase gesteckt hatten, unerträglich und wird mir stets in peinlicher Erinnerung bleiben. Anderer Meinung schienen die ungeheuren Aasgeier zu sein, welche zu hunderten auf den Bäumen herumsassen und am Tage damit beschäftigt waren an dem Cadaver zu zehren.

XII.

Marschieren den Salûl hinauf — Überquerung der Hochebene Sibi — Sassabene — Milmil — In Eilmärschen über das Haud — Hargeisa — Rückkehr nach Berbera längs der Golisberge — Heimfahrt.

Am 18. Februar früh verliessen wir dieses letzte Jagdlager und begannen die Heimreise, die uns von hier ohne längeren Aufenthalt in Eilmärschen nach Berbera zurückführte. Nur ungern trennte ich mich von diesen glücklichen Jagdgefilden, durch welche wir auf dem letzten Theile unserer Reise gekommen waren, doch blieb des mangelnden Proviantes wegen nichts anderes übrig, als an die Küste zurückzukehren.

Während die Karawane den Dachâto verliess, welcher hier fliessendes Wasser führt, und gegen NE den trockenen Lauf des Salûlflusses hinaufmarschierte, welcher sich eine kurze Strecke oberhalb unseres

Lagers mit dem Dachâto vereinigt, pürschte ich zum letzten Male längs dieses Flusses hin, bevor ich der Karawane folgte. Das »Pech« wollte es, dass ich dabei zum zweitenmale auf einen grossen Kudu zu Schuss kam, ohne ihn zu strecken. Ich kam plötzlich im Uferwalde mit einem guten Bock auf kaum 100 Schritte Entfernung zusammen, welcher auch uns in demselben Momente wahrnahm und regungslos auf uns verhoffte. Unglücklicherweise war der Körper desselben fast ganz von einem Baumstamme gedeckt, so dass auf der einen Seite ein Schlegel auf der andern die Hälfte des Hauptes und eines der grossen Gehörne hervorsah. Da der Bock jeden Augenblick flüchtig werden konnte, riskierte ich den Schuss auf das Haupt, welcher fehl gieng. Man kann sich denken, dass ich über den Ausgang meines letzten Zusammentreffens mit dieser prächtigen Antilope nicht besonders rosig gestimmt war; doch solche Enttäuschungen muss man im Jägerleben oft mit in den Kauf nehmen.

Bei dem Brunnen Sagág, den Baudi di Vesme im Vorjahre berührt hatte, machten wir Mittagstation, nachdem wir nahe an dem Platze vorbeigekommen waren, wo der Reisende Pietro Sacconi im Jahre 1885 von den Eingebornen ermordet worden war. In Sagág trafen wir seit einem Monate auf die ersten Somâli, welche dem Stamme der Melengúr

angehörten und grosse Kameelherden hüteten. Sie erzählten unseren Leuten, dass kürzlich einer der Ihrigen am Dachâto von einem Rhinoceros getödtet worden sei, dessen Junges er wegzunehmen versucht hatte.

Auf dem Vormittagsmarsche hatte ein flüchtiges Rudel Beïsa-Antilopen die Tête unserer Karawane passiert und dadurch die seit dem Webbi mitgetriebenen Ochsen alarmiert, welche dem Rudel im wilden Galopp nachgestürmt und erst nach langer Suche wieder eingefangen worden waren. Am Nachmittage, an welchem wir stets im vielgewundenen Flussbette des Salûl marschierten, schoss ich eine Beïsa-Antilope, welche vor uns die sandigen Flächen desselben flüchtig übersetzte.

Am nächsten Tage, dem 19. Februar, gelangten wir zuletzt zwischen höheren bewaldeten Hügeln durch nach dem Wasserloche Elgir.

Unser ursprünglicher Plan war gewesen durch die Landschaft der Habeskul nach Hargeisa zurückzureisen, wo wir unter anderem auch das dort vorkommende Hartebeest und den Wildesel anzutreffen hofften. Doch die in Elgir gesammelten Nachrichten bestimmten uns, unseren Weg über Sassabene nach Milmil zurück zu nehmen.

Da die Somâli in Elgir von Löwen erzählten, die ihren Herden oft Besuche abstatteten, benützte

ich die zwei schönen Mondnächte, die wir dort zubrachten, um vor einem ausgebundenen Esel, wenn auch vergebens, am Löwenanstande zu sitzen. Bloss Hyänen erschienen und wurden zuletzt so keck, dass meine Schikari mehreremale gezwungen waren dieselben mittelst eines beim Schussloche hinausgestossenen Speeres vom Esel wegzutreiben. Kurz nach Sonnenuntergang kamen tausende von taubengrossen Vögeln mit ohrenzerreissendem Gepfeife herangeschwirrt und trieben längere Zeit ober den Sandflächen des Flussbettes ihr Unwesen, bis sie ebensoplötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden.

Am 21. Februar stiegen wir allmählich zur ungeheueren parkartigen Hochebene Sibi an, über welche unsere nächsten Märsche führen sollten. Hier begegneten wir den letzten zwei Zebra, welche ich erlegte.

Am Abende dieses Tages kamen wir zu der grossen Zeriba eines Hirtenstammes, für den die Ankunft unserer Karawane ein sehr seltenes Ereignis zu sein schien, weil die guten Leute Mann an Mann unsere Zeriba umstanden und uns stundenlang neugierig beobachteten, indem sie Bemerkungen untereinander austauschten. Den angesehensten Männern des Dorfes wurde gestattet in unser Lager zu kommen, was sie sich nicht zweimal sagen liessen. Wir kauften von ihnen ein Kameel für unsere

Leute und eine kleine, herzige, nur wenige Tage alte Beïsa-Antilope, die eben gefangen worden war. *(Siehe Tafel VIII.)*

Wir wollten den Versuch machen das Thierchen lebend nach Wien in die Menagerie von Schönbrunn zu bringen. Es wurde mit warmer Milch genährt, welche es erst zu sich nahm, als wir einen Irrigator mit Kautschukschlauch, den wir in der Medicinkiste mitführten, zum Einführen derselben benützten. Auf dem Marsche thronte »Sibi«, wie wir unseren Findling nach der dortigen Gegend benannt hatten, auf dem Rücken eines Kameeles, von einer Zebradecke gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Doch trotz aller Fürsorge gieng dieser allgemeine Liebling einen Tag bevor wir nach Berbera kamen ein.

Unsere Somâli, die sehr gut aufgelegt waren, seit sie sich nun sicher auf dem Heimmarsche wussten, sangen und tanzten die halbe Nacht mit den Schönen des Dorfes. Selbst Ali Khar liess sich unter den Beifallsrufen unserer Leute zu einigen Luftsprüngen herbei. Dicker Staub lagerte über der tanzenden und johlenden Menge, welche in kindischer Freude den Boden stampfte.

Ein klarer Vollmond beleuchtete taghell dieses Treiben, welches zwar unsere Nachtruhe illusorisch machte, das wir aber gerne unseren treuen Reisebegleitern gönnten.

Wir zogen am 22. Februar in südöstlicher Richtung weiter, bis wir vormittags auf den eigentlichen gegen NE führenden Karawanenweg trafen, dem wir nun folgten.

Am Vormittage des 23. Februar, an welchem gegen NNE ferne blaue Höhen zu sehen waren, in denen Ali Khar die Berge von Milmil erkennen wollte, erreichten wir eine Thalmulde, welche in ihrer Fortsetzung die von uns auf dem Ausmarsche durchzogene Ebene Engelile traf. Am Abende dieses Tages lagerten wir nach Übersetzung eines steinigen Hochplateaus in dem weiten Kessel der uns wohlbekannten Aurigi-Ebene, auf welcher ich noch vor Dunkelwerden einen Gerenukbock erlegte.

Am nächsten Morgen, dem des 24. Februar, setzten wir unseren Marsch über die Ebene fort, wobei jeder von uns beiden einen Aulbock schoss und ich dazu einen zweiten, den ich durch zwei Stunden zu Fuss parforciert hatte, anschoss und verlor, da mein Pferd wahrscheinlich infolge des Bisses der Tsetsefliege so schwach geworden war, dass ich es nicht zum Nachgaloppieren verwenden konnte.

Am Mittag dieses Tages langten wir in Sassabene an, das wir gerade vor 73 Tagen auf unserer Reise zum Webbi hinab verlassen hatten. Da, wie wir hören, die Brunnen in Milmil fast ausgetrocknet sind, müssen wir hier unsere Wasserhans füllen, deren Inhalt bis Hargeisa reichen soll.

Mit dieser Arbeit vergieng der nächste Tag, den ich auch dazu benützte, um mit Dirri wichtige Proviantfragen zu lösen und Kisten umzupacken. Gegen Abend wurde gepürscht, wobei Coudenhove eine Aulgais und einen Gerenukbock erlegte, während ich einen Aulbock aus einem Rudel schoss, das wir in weiter Ferne von einem Berge aus als weisse Punkte entdeckt hatten. Unser Schlaf wurde diese Nacht mehreremale durch das Erscheinen von Ziegen unterbrochen, die in das offene Zelt kamen und an unseren Bettdecken zupften.

Der Marsch des 26. Februar, auf welchem wir zu Mittag an den Jererfluss gelangten, führte durch bekannte Gegenden. Ich schoss zwei Beïsa-Antilopen, von denen eine von Elmi mit dem Speere ausgemacht wurde, nachdem dieselbe, mit den Zähnen knirschend, wie wüthend auf ihn losgefahren war. Am Abende dieses Tages erreichten wir Milmil, wo wir genöthigt waren Menschen und Thieren einen Rasttag zu gönnen, bevor wir über das »Haud« ziehen.

Auf die Meldung, dass ein Löwe in nächster Nähe eine Ziege geraubt habe, machten wir uns nach der Gegend auf den Weg, fanden aber bald heraus, dass uns die Hirten über die Distanz getäuscht hatten. Denn während Coudenhove umkehrte, musste ich noch über zwei Stunden im tiefen Sande waten, bis ich an Ort und Stelle war. Hier schienen die Auspicien anfangs

günstig, da ein kleiner Hirtenknabe, der Zeuge des Raubanfalles, uns genau den Platz desselben zeigte, wo wir auch die deutlichen Spuren des Löwen und zwei schmale Furchen im Sande sahen, welche von den nachgeschleiften Hinterbeinen der Ziege herrührten.

Doch oben am Plateau, wo es grosse Steinplatten und dazwischen Dornen und hohes gelbes Gras gab, war das Nachziehen viel schwieriger. Da wir den Löwen in einer dichten Grasinsel vermutheten, zündeten wir dieselbe unter dem Winde an und ich stellte mich vor, während Ali Khar mit dem Hirtenknaben einen Baum bestieg, um die Situation besser übersehen zu können. Doch so schnell rückte das schaurig schöne Element prasselnd und heulend heran, dass Ali Khar und der kleine Somâli nur mit knapper Noth von dem Baume herabsteigen konnten, um dem Geschmortwerden zu entkommen. Von dem Löwen war nichts zu sehen gewesen.

Coudenhove und ich sassen hier abends eben vor dem Zelte, als wir zu unserem Erstaunen zwei Europäer dahergaloppieren sahen. Freudig begrüssten wir in denselben den bekannten Löwenjäger Lord Delamere und dessen Freund Mr. Mure, die eben auf einer Jagdexpedition gegen Abessinien zu begriffen waren. Das Diner, welches wir ihnen mit den letzten Resten unserer mitgeführten Conserven gaben, war sehr gemüthlich. Wir mussten ihnen

unsere Reise- und Jagdabenteuer mittheilen und sie erzählten uns die allerjüngsten Neuigkeiten aus Europa.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft wurde Lord Delamere, wie ich später erfuhr, von einem Löwen angenommen und schwer verwundet, der auch seine zwei Schikari übel zurichtete.

Den weiten Weg über das wasserlose Haud, den wir am Ausmarsch in fünf Tagen zurückgelegt hatten, machten wir jetzt, um mit dem Wasser auszukommen, in vier Tagen, so dass wir schon am 3. März nachmittags in Hargeisa eintrafen. Es waren aber auch tüchtige, zwölfstündige Tagesmärsche, und ich musste die zwei Somâliweiber, welche mit uns zogen und von denen jedes ein Kameel führte, bewundern, wie sie elastischen Schrittes unermüdlich fortwanderten und des Abends noch Holz schleppten, um für die Leute kochen zu können. Der kleine Aulihan, ein zwölfjähriger Knabe, welchen Ali Khar adoptiert hatte und der gewöhnlich die Schafe zu treiben hatte, marschierte auch tapfer mit, kam aber oft als Nachzügler müde ins Lager geschlichen.

An den letzten zwei Marschtagen trafen wir noch Löwen an, ohne zu Schusse zu kommen. Einmal wurden zwei vor uns flüchtig. Ich hatte gerade noch die Zeit, einen prächtigen Mähnenlöwen zu erkennen, wie er in das Dickicht sprang. Da es schon spät am Abende war, musste das Nachgehen auf

Tafel X.

Nr. 1. **Gazelle der Küste** (Gazella Pelzelni ♂), erlegt von E. Hoyos bei Berbera.

Hornlänge längs der Biegung	30·5 cm.
Gerade Länge	29·8 »
Umfang an der Basis	8·9 »
Abstand der Spitzen	12 »

Nr. 2. **Kleinerer Kudu** (Strepsiceros imberbis ♂), erlegt von E. Hoyos bei Hargeisa.

Hornlänge längs der Biegung	72 cm.
Gerade Länge	52 »
Umfang an der Basis	17·5 »
Abstand der Spitzen	34 »

Nr. 3. **Gazelle der Hochebene** (Gazella Spekei ♂), erlegt von E. Hoyos bei Laferug.

Hornlänge längs der Biegung	26 cm.
Gerade Länge	23·5 »
Umfang an der Basis	9·5 »
Abstand der Spitzen	11 ».

Nr. 4. **Gerenuk** (Lithocranius Walleri ♂), erlegt von E. Hoyos in Hedji.

Hornlänge längs der Biegung	36·7 cm.
Gerade Länge	29 »
Umfang an der Basis	12 »
Abstand der Spitzen	10·1 »

Nr. 5. **Grosser Kudu** (Strepsiceros Kudu ♂), gefunden am Dachâto.

Hornlänge längs der Biegung	116 cm.
Gerade Länge	81·5 »
Umfang an der Basis	26·5 »
Abstand der Spitzen	70 »

Nr. 6. **Aul** (Gazella Soemmeringi ♂), erlegt von E. Hoyos auf der Ebene von Aurigi.

Hornlänge längs der Biegung	44 cm.
Gerade Länge	33 »
Umfang an der Basis	15 »
Abstand der Spitze	11 »

1

2

3

4

5

6

$^1/_{13}$ der natürlichen Grösse.

der Fährte wegen der hereinbrechenden Dunkelheit leider bald unterbrochen werden.

Ein andermal stiessen wir am Morgen auf zwei frische Löwenfährten, denen wir sofort folgten. Es stellte sich heraus, dass die Fährten von den ersten Stunden der vergangenen Nacht herrührten, so dass wir gezwungen waren den ganzen Spaziergang, den die Löwen in der Nacht gemacht hatten, zu wiederholen. Doch war dies aus dem Grunde sehr interessant, weil wir so auch ihre zweimaligen Pürschgänge auf Beïsa-Antilopen im Geiste mitmachen konnten, die aber in beiden Fällen misslungen waren. Deutlich zeigten uns die Fährten, wie die beiden Löwen sich getrennt hatten, das Weibchen die Antilopen umschlichen und versucht hatte, dieselben dem auf der Lauer liegenden Männchen zuzutreiben, dessen drei bis vier riesigen Sprünge jedoch ihr Ziel verfehlt hatten.

Da die Spur in dem leichten Sande gut zu sehen war, hegte ich die grösste Hoffnung diesmal endlich mit diesen Löwen zusammenzukommen. Doch vereitelte ein Platzregen, der die Fährten im Nu unkenntlich machte, auch diese letzte Chance.

Am letzten Marschtage vor Hargeisa schallte uns durch die stille Nacht noch einmal das Gebrülle eines Löwen gleichsam als Abschiedsgruss nach.

Wegen des schnellen Tempos, in welchem wir nun die Gegend durchzogen, hiess es mit der Jagd nicht viel

und es gelang mir bloss am Haud die letzten zwei Exemplare von Gazella Soemmeringi und Oryx beïsa zu erlegen.

In Hargeisa, wo wir jeder einen ganzen Pack Briefe aus der Heimat vorfanden, blieben wir zwei Tage, empfiengen und erwiderten den Besuch des sympathischen blinden Sohnes des dortigen Scheichs, der uns auch seine bescheidene aber ganz heimliche Hütte zeigte, welche durch Teppiche in Unterabtheilungen geschieden war, aus deren einer die Mädchen des Hauses bei unserem Nahen kichernd entflohen.

Schon seit einigen Tagen hatte sich das Wetter geändert. Es war grau, feucht und bedeutend kühler geworden. Um die Höhen des Golisgebirges wogten und wallten Nebelschleier und fast täglich zogen sich in den Bergen schwarze Wetterwolken zusammen, aus welchen hier und da unter fortwährendem Donnergrollen Schauer niedergiengen. Die Regenzeit stand vor der Thüre und wurde von der ganzen Somâlibevölkerung mit Sehnsucht erwartet, da der vergangene Winter eine besondere Dürre und dadurch Noth und Elend gebracht hatte.

Am 6. März verliessen wir Hargeisa und damit die letzte Marschetappe vor Berbera auf einem etwas südlicherem, unmittelbar am Fusse des Golisgebirges hinziehenden Wege, da ich den Wunsch hegte wenigstens eine flüchtige Bekanntschaft mit diesen Bergen

zu machen, die so verlockend herübergrüssten. Und ich bereute es nicht, diesen Vorsatz durchgeführt zu haben.

Nebel lag auf allen Höhen und ein feiner Sprühregen gieng herab, als ich am 8. März zeitlich früh mit einigen meiner Leute den Aufstieg begann. Durch eine malerische steinige Schlucht, deren Felsblöcke von dichten, meist immergrünen Büschen, überwuchert waren, gieng es hinan. Bald brach die Sonne siegreich aus dem Nebelschleier hervor und spiegelte sich blitzend in tausenden von Thautropfen, welche an jedem Blatte und Halme hiengen. Klar und rein wölbte sich der blaue Himmel über der Landschaft.

Je höher wir stiegen, desto leichter und köstlicher schien die Luft zu werden, eine Luft, die mir schon lange nicht gegönnt war in tiefen Zügen einzuathmen. Kein Wunder, dass mich ein innerlicher Jubel über die schöne Welt erfüllte und ich auch diesen wüsten und steinigen Erdenwinkel schön zu finden geneigt war.

Über ein Gewirre von grossen Blöcken und an steilen Klippen vorbei erreichten wir den langgezogenen Bergrücken. Eine weite Fernsicht erschloss sich da oben den Blicken des Wanderers. An den zunächst liegenden domartigen Felskuppen vorbei konnte das Auge gegen Norden über ein Gewimmel von braungelben Hügeln und langgestreckten Plateaux, welche die Ferne in violettem Dufte schimmern liess, bis an die dunkelblaue Linie

des Meeres schweifen, während es gegen Süden in das rothbraune Sandmeer des Haud hinausblickte, das sich bis an den Horizont ausbreitete.

Auf einem anderen Wege nahmen wir den Abstieg, wobei ich noch eine gute Pürsche machte. Zuerst schoss ich zwei Warzenschweine, einen Eber und eine Bache, welch' letztere mich, da ich sie nur angeschossen hatte, in schnurgerader Richtung und so schnell annahm, dass ich kaum Zeit hatte, ihr einen Fangschuss ins Haupt zu geben. Später erlegte ich einen Gerenukbock und bald darauf einen zweijährigen Bock von der grossen Kuduart, dessen Fährten wir gefolgt waren und den meine Kugel, nachdem er flüchtig geworden, glücklich in dem Momente traf, als er eben im Begriffe war, über einen felsigen Rücken zu verschwinden.

Wie schon erwähnt, waren jetzt häufig Gewitter in den Bergen zu beobachten, und besonders abends konnte man Blitze und Wetterleuchten im Südwesten fast ununterbrochen sehen. Eines Nachmittags hatte ein besonders heftiges Gewitter in den Bergen getobt und ich war eben von einer Pürsche im trockenen Flussbette in das Lager zurückgekehrt, als sich plötzlich einzelne Warnungsrufe erhoben und ich die Somâli über den Sand auf das andere Ufer hinüberlaufen sah, wo die Kameele und Pferde weideten. Als ich von ungefähr in die Richtung blickte,

aus welcher der Flusslauf kam, wurde mir schnell klar, was die allgemeine Aufregung zu bedeuten hatte. Denn von dorther wälzten sich mit Brausen weiss-schäumende braune Wassermassen, die ganze Breite des bisher trockenen Flussbettes einnehmend, daher.

Es folgte nun eine lebhafte Scene. Die Pferde und Esel waren schnell auf unsere Seite gebracht. Langsamer gieng dies mit den Kameelen, denen das Wasser schon bis an die Knie reichte und die nur mit Widerstreben, halb gezogen, halb geschoben, herübergebracht werden konnten. Das Ganze gieng natürlich mit unbändigem Geschrei und Gelächter seitens der Somâli vor sich, die glücklich über dieses Intermezzo waren und von denen mancher bei dieser Gelegenheit ausrutschte und unter dem Jubel seiner Kameraden ein unfreiwilliges Bad nahm.

Doch endlich waren alle Kameele geborgen und wir konnten sicher sein in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages von hier weitermarschieren zu können.

Die Gegend, durch welche wir diese letzten Tagen zogen, war so trostlos, trocken und verbrannt, wie wir bisher noch keine gesehen hatten. Wir trafen daher nur wenig Wild an und dieses war ungemein scheu, so dass wir auch mit der Jagdbeute des letzten Tages ganz zufrieden sein konnten. Während Coudenhove zwei Gerenukböcke erlegte, schoss ich einen solchen Bock mit Glücksschuss auf fabelhafte Distanz

und zu meiner grössten Freude einen Bock von Gazella Spekei, von welcher Gattung wir erst in letzter Zeit einige Rudel von weitem erblickt und noch kein Exemplar gestreckt hatten. *(Siehe Tafel X3.)*

Der letzte Abend, bevor wir Berbera erreichten, war herangerückt. Ich ritt mit meinem Reisegefährten der Karawane voraus und nachdem wir einen ebenen buschfreien Platz für das Lager bestimmt und daselbst die Pferde abgesattelt hatten, erklommen wir den nahen Hügel, um nach dem Meere auszuspähen.

Da lag es vor uns, kaum einige Stunden entfernt, das Welten verbindende Meer, in seiner erhabenen Grösse und Ruhe. In weiter Ferne glänzten die Segel zweier Fischerboote auf dem dunkelblauen Spiegel. Bald sollten auch wir über denselben der Heimat entgegenschiffen. Wir wandten uns um und blickten zurück in das Land, auf das sich geheimnisvoll die Schatten der Nacht senkten. Das Spiel ist zu Ende, der Vorhang fällt. Ade Somâliland!

Die Spitze der Karawane war indess zum Lagerplatz gelangt und wir beobachteten, wie die Leute einer nach dem anderen ihre Kameele niederknieen hiessen und sie ihrer Bürde entledigten. Die Lasten waren freilich leichter geworden, die vielen Kisten verschwunden; dafür hieng nun allerlei malerischer Kram auf den Kameelen, so dass unsere Karawane leicht als Handelskarawane aus dem fernen Inneren

angesehen werden konnte, wie es auch factisch einen Tag vor Hargeisa geschah, wo dieselbe von den Habr Junis fast überfallen worden wäre, wenn diese nicht rechtzeitig ihren Irrthum und unsere Gewehre entdeckt hätten. Ausser unseren Jagdtrophäen, unter welchen die Rhinoceroshörner und die schön gestreiften Zebrafelle besonders auffielen, trugen die Kameele noch gegen 200 Rhinocerosschilde, die wir an unsere Leute vertheilt hatten. Dann führten letztere die getrockneten Häute vieler Gazellen und aller von uns verspeisten Schafe mit. Ganze Bündel dünner Stöcke für Speerschäfte, Säcke mit Gummi arabicum, Straussfedern u. dgl. m., bildeten die Schätze, welche unsere Somâli nach Berbera zurückbrachten, um sie dort an den Mann zu bringen.

Nach und nach waren alle Kameele abgeladen worden, unser Zelt erhob sich in der Mitte, lustig brannten die Kochfeuer im Kreise und das Lager hatte sein altgewohntes Ansehen. Das letzte Lager im Somâlilande! Obwohl wir uns einerseits herzlich in die Heimat zurückfreuen, scheiden wir andererseits doch mit einer gewissen Wehmuth von dem wilden freien Leben und von unseren treuen Somâlis, mit denen wir gute Freunde geworden waren.

Am nächsten Abende, dem 11. März, sind wir in Berbera. Die Auflösung der Karawane, das Auszahlen der Leute und die Verpackung der Jagdtrophäen nahm

zwei Tage in Anspruch. Am 14. vormittags schifften wir uns auf dem kleinen Dampfer »Tuna« ein und kamen am 15. mittags in Aden an, wo wir, auf das freundlichste von General Jopp und dessen Gemalin empfangen, den Abend dieses Tages in der »Residency« zubrachten.

Schon am nächsten Tage verliessen wir den Hafen von Aden mit dem österreichischen Lloyddampfer »Poseidon« nach herzlichem Abschiede von Ali Khar und unseren Boys, die uns an Bord begleitet hatten.

Um nicht zu plötzlich aus dem heissen Lande in unser nördliches Klima zu gelangen, schifften wir uns in Suez aus und fuhren per Bahn nach Cairo, wo wir in Sheppheards Hôtel nicht nur die ersten lang-entbehrten Annehmlichkeiten der Civilisation, sondern auch gute Bekannte vorfanden, mit denen wir einige Tage die obligate touristische Bummelei betrieben. Doch hatten wir vorläufig genug von dem schwarzen Erdtheil und es drängte uns nach der Heimat zurück.

Nach kurzer Fahrt von Alexandrien nach Triest erschien am 1. April früh der für mich schönste Moment jeder Reise, wenn der Zug nach einem letzten grossen Seufzer der Maschine in der Bahnhofhalle hält und man, während die Coupéthüren auffliegen, im Lärme der Ankunft nur das eine Wort hört: Wien.

Notizen

über die

Mammalia des Somâlilandes.

Von allen Küstenländern Afrikas ist das Somâliland am längsten Europäern verschlossen geblieben und erst seit wenig Jahren wagen sich wohlbewaffnete Expeditionen von der Nordküste ins Innere, während die Kenntnis der Ostküste bis in die allerjüngste Zeit bloss auf einige Hafenplätze beschränkt blieb. Die Folge davon war, dass die Fauna dieser Gegenden nicht so schnell von dem Schicksale ereilt wurde, welches ihr in anderen Theilen Afrikas zutheil wurde, infolge der vordringenden Civilisation decimiert und weit ins Innere zurückgedrängt zu werden. Doch auch hier ist bereits dieser unerbittlich auftretende Process in vollem Gange.

In Folgendem bringe ich eine Liste der mir bekannt gewordenen Mammalia des Somâlilandes, bei deren Zusammenstellung mir Herr Josef Menges, der bekannte Reisende und Thierhändler, in bereitwilligster Weise zu Rathe gestanden ist. Vollständig ist sie jedenfalls nicht, denn es ist mehr als wahrscheinlich, dass im Somâlilande noch eine ganze Reihe meist kleinerer Thiere, hauptsächlich Nager und Flatterthiere, vorkommen, über die uns noch nichts bekannt ist und dass es südlich vom Webbi Schebêli noch manche Mammalia gibt, die uns nur von der Sansibarküste oder von Süd-Abessinien her bekannt sind. Wir hörten z. B. am Webbi Schebêli von einer »Doll« genannten Antilope, welche der Beschreibung nach eine Gattung Nanotragus zu sein scheint, konnten uns aber von dem Vorkommen

eines solchen Thieres nicht selbst überzeugen. In der Gegend des Berges Kallesch sah ich eine dem Sakaro oder Dik-Dik ähnliche Antilope, welche jedoch fast doppelt so gross und viel lichter gefärbt war. Leider konnte ich nicht auf dieselbe zu Schuss kommen.

In der untenstehenden Liste, in welcher ich auch die Hausthiere aufgenommen habe, sind jene Thiere, welche wir selbst beobachtet haben mit †, solche, die wir auch erlegt haben mit * bezeichnet.

Primates. Hochthiere. *Affen.*

Babuin, *Cynocephalus Babuin. (Somâli: Dajêr,* d. i. »Affe«).
Vorkommen: im südlichen Somâlilande, soll aber auch schon im Ogadên angetroffen werden.

† **Mantelpavian,** *Cynocephalus Netscho. (Somâli: Dajêr).*
Diesen grossen Affen, der seinen Namen der stattlichen Mähne verdankt, mit welcher die Männchen geschmückt sind, begegnete ich zweimal. Das erstemal auf den Hochländern unweit des Dachâto. Es waren ihrer bei hundert in jeglicher Grösse beisammen. Als sie mich und meine Leute wahrnahmen, stiessen sie einen eigenthümlichen Ruf aus, der wie ein kurzes Bellen klang, flüchteten in komischen Galoppsprüngen, wobei die Weibchen ihre Jungen auf den Rücken nahmen und die alten Männchen sich hier und da aufrecht hinsetzten, um nach dem Eindringling zurückzuschauen. Später kam ich noch einmal in einer Schlucht mit ihnen zusammen, wo ein alter Affe mit reicher Mähne unmittelbar vor uns aufsprang und auf mich im ersten Momente ganz den Eindruck eines schwachen Löwen machte.

Das zweitemal sahen wir einen Trupp dieser Thiere auf dem Heimmarsche unweit Laferug. Sie hielten einen steilen Felskegel besetzt, den die Somâli Todabalêh nennen, d. i. der Felsen der sieben Männer (die dort vom Feinde getödtet worden waren). Der Mantelpavian des Somâlilandes ist bedeutend kleiner wie der arabische

und abessinische und eine bis jetzt nur vom Gallalande bekannte seltene Art.

* **Löwe,** *Felis leo. (Somâli: Libah).* Der Löwe kommt im Somâlilande noch häufig vor und in den letzten Jahren wurden durch einzelne, meist englische Sportsleute, daselbst grosse Strecken dieses Raubthieres erzielt.

Die richtige Zeit, um auf Löwen zu jagen, ist die Regenzeit, d. i. April bis Juli, da man sie dann mit grösserer Wahrscheinlichkeit durch das Nachgehen auf der leicht kenntlichen Fährte zu Gesichte bekommt und es auch möglich ist mit Erfolg im Haud zu jagen, das in der trockenen Zeit wegen Wassermangels nur in Eilmärschen passiert werden kann. In den Sommermonaten durchziehen die Somâli mit ihren Herden, denen der Löwe folgt, dieses Gebiet, dessen sandiger Boden zum Fährtensuchen vorzüglich geeignet ist.

Die zweite Jagdmethode ist der Nachtansitz entweder bei einem vom Löwen gerissenen Stück oder bei einem ausgebundenen Esel. Da man in finsterer Nacht nicht weiter als 4—5 Schritte schiessen kann, muss die aus Dornen hergestellte und mit Schussöffnungen versehene Zeriba (der Schirm), wo der Schütze passt, in unmittelbarer Nähe errichtet werden.

Die Löwen jagen mit Vorliebe die grossen Antilopen, wie die Beïsa-Antilope und das Hartebeest und dann das Zebra. Aber es gibt auch solche, welche fast ausschliesslich von den Rindern, Schafen und Ziegen der Somâli leben. Doch verschmähen diese mit Unrecht als stolz verschrieenen Raubthiere auch nicht das Aas gefallener Thiere.

Obwohl der Löwe im wilden Zustande niemals jene Haarfülle um sein Haupt trägt, wie wir es an ihm in Menagerien zu sehen gewohnt sind, findet man im Somâlilande doch solche mit schöner dunkler Mähne.

Es gibt aber auch Löwen, und zwar nicht nur junge Exemplare, welche fast gar keine Mähne besitzen. (Siehe Tafel IX., Fig. 4.) Ich hörte die Meinung äussern, dass das Fehlen der Mähnen bei Löwen vorkommen soll, die in dornigen Gegenden wohnen, halte diese Behauptung aber nicht für stichhältig, da ja das ganze Somâliland reich an Dornen ist. Ich beobachtete an den Decken sowohl männlicher als auch weiblicher Exemplare verschiedenen Alters blassbraune runde Tupfen in dem unteren Theile der Flanken und Extremitäten, welche Zeichnung auch durch andere Sportsleute bemerkt worden ist.

Wir hörten zu wiederholten Malen des Nachts das Brüllen von Löwen, meist mächtige, aus tiefster Brust kommende Seufzer. Die Somâli behaupteten, dies sei ein Zeichen, dass der Löwe gesättigt sei; hungrige auf Raub erpichte Löwen seien stumm. Das Gebrülle, welches sie beim Überfalle auf Thiere ausstossen, sind wiederholte kurze, zornige Laute. Am grossartigsten soll das Brüllen in der Paarungszeit sein.

Die hohe Meinung von dem Könige der Thiere, welche uns eingeimpft ist, verliert sich etwas bei näherer Bekanntschaft mit demselben. Er ist nicht muthiger als andere Raubthiere, ja es ist sehr fraglich, ob nicht seinen nahen Vettern dem Tiger und Panther in dieser Hinsicht die Palme zu reichen ist.

Vor dem Menschen sucht der Löwe fast immer das Weite und nimmt ihn nur verwundet an. Ja es kommt selbst vor, dass angeschossene Löwen feige vor dem Menschen fliehen und sich zu verbergen trachten. Andererseits finden sich auch Menschenfresser unter den Löwen. Wir hörten von solchen dreimal auf unserer Reise.

Wo sich Wasser findet, gehen die Löwen auch häufig zur Tränke, doch nothwendig scheint es für die

Existenz derselben nicht zu sein. Jedenfalls gibt es Löwen im Somâliland, die in der trockenen Zeit wochenlang ohne Wasser aushalten, da sie in Gegenden angetroffen werden, die 20 bis 30 Meilen von jedem Wasser entfernt sind. Die Somâli sagen, dass der Löwe seinen Durst mit dem Blute der getödteten Thiere löscht.

Die Masse der ausgestreckten Decke des grössten Löwen Coudenhove's sind:

Nasenspitze bis zur Schweifwurzel 210 cm.
Schweiflänge . . . . . 85 »
Leibmitte, wo am schwächsten . 112 »

Die meines Löwen:

Nasenspitze bis zur Schweifwurzel 202 cm.
Schweiflänge . . . . . 84 »
Leibmitte . . . . . 109 »

* **Leopard,** *Felis pardus. (Somâli: Schebêl).* Obwohl derselbe sehr häufig im Somâlilande vorkommen und den Herden grossen Schaden zufügen soll, bekommt man ihn, seiner nächtlichen Lebensweise wegen, selten zu Gesicht. Wir sahen deren zwei, von denen ich einen erlegte. Das ausgestreckte Fell misst:

Nasenspitze bis zur Schweifwurzel 115 cm.
Schweiflänge . . . . . 70 »
Leibmitte, wo am schwächsten . 58 »

Die Somâli scheinen mehr Respect vor dem Leoparden zu haben, als vor dem Löwen und der erstere soll verwundet ein sehr gefährlicher Gegner sein.

Guepard, *Cynailurus guttatus. (Somâli: Hermâd).*

Falbkatze, *Felis maniculata. (Somâli: Dinnétt).*

Serwal, *Felis serval. (Somâli: Schebêl átari).*

Wüstenluchs, *Lynx Caracal. (Somâli: Goddudone).*

† **Haushund,** *Canis familiaris. (Somâli: Êj).* Die Midgans (Niedere Kaste der Jäger) jagen die Beïsa-Antilopen mit *Hunde.*

ihren halbwilden gelben Pariahunden, indem sie der jagenden Meute zu Fuss im schnellen Laufe folgen und die von den Hunden gebailten Antilopen mittelst vergifteter Pfeile beschiessen. Die getroffenen Thiere, welche sich von der Herde absondern, werden dann bald von den Hunden eingeholt und niedergerissen. Letztere sollen bei dieser Gelegenheit oft durch die scharfen Hörner der Antilopen zu Grunde gehen.

Nilfuchs (ägyptischer Fuchs), *Canis vulpes niloticus.*

†**Hochbeiniger Schakal,** *Canis pallidus. (Somâli: Dauâo,* d. i. der »Heulende«).

***Schabrakenschakal,** *Canis mesomelas. (Somâli: Dauâo dûlmâdou,* d. i. »dunkler Fuchs«). Beide Schakalarten sind im Somâlilande sehr häufig und bei jedem Aase zu finden. Während unserer Anwesenheit in Berbera wurde im Hofe der englischen Agentie ein Schakal von einem Bullterrier getödtet. Bei dem Heulen dieser Thiere in mondhellen Nächten fühlte ich mich in die Prärien Nordamerikas versetzt, wo ihre Stammesverwandten in ähnlicher Weise im Chore zu heulen pflegen.

Fenek, *Canis zerdo, Canis famelicus. (Somâli: Dauâo gera,* d. i. der »fahle Fuchs«.

Löffelhund, *Otocyon caffer. (Somâli: Koll Warâba).*

* **Hyänenhund,** *Lycaon pictus. (Somâli: Êj).* Coudenhove hatte das Glück ein Exemplar dieses seltenen schön gezeichneten Thieres zu schiessen. Sie sollen ebenso wie die wilden Hunde Indiens in Rudeln jagen und dem Wildstande grossen Schaden zufügen.

Hyänen. * **Gefleckte Hyäne,** *Hyaena crocuta. (Somâli: Warâba,* d. i. die »Beissende«). Sie kommt sehr häufig vor und findet sich sofort bei jedem Cadaver ein. Die Somâli verachten dieses aasfressende Thier. Man kann sich schwer etwas Unheimlicheres vorstellen, als das wider-

liche, menschenähnliche Lachen der bei einem Aase streitenden Hyänen. Sie überfallen ausnahmsweise auch lebendes Vieh, Schafe und Ziegen und sollen sich sogar schon an Menschen vergriffen haben. Bei Tage verkriechen sie sich in Erdhöhlen.

Gestreifte Hyäne, *Hyaena striata. (Somâli: Didâr).*

Erdwolf, *Proteles Lalandi. (Somâli: Didâr).*

†**Ginsterkatze,** *Viverra abessinica (Somâli: Dinnét.)* Coudenhove sah eine solche und erzählte, dass ihm der besonders lange schmale Leib derselben auffiel. Es kommt im Somâlilande ausserdem eine anders gezeichnete Art vor, die wohl neu aber noch nicht benannt ist (Menges). *Schleichkatzen.*

Zierliche Manguste, *Herpetstes gracilis.*

Zebra-Manguste, *Herpestes taeniotus. (Somâli: Schokschoke).*

Weissschwanz-Manguste, *Herpestes leucurus. (Somâli: Sokur).*

Fischotter, *Lutra sp. inc. (Somâli: Hoôr).* *Marder.*

Band-Iltis, *Mustela Zorilla.*

Honigdachs, *Mellivora capensis.*

Kurzzehiger Igel, *Erinaceus brachydactylus. (Somâli: Hêdik).* Insectivora. Kerfjäger.

***Erdeichhörnchen,** *Xerus leucumbrinus. (Somâli: Debr-dalla).* Rodentia. Nager.

Steinhörnchen, *Pectinator Spekei. (Somâli: Woâlo).*

Falbe Rennmaus, *Meriones gerbillus.*

Dachratte, *Mus tectorum.*

Wanderratte, *Mus decumanus. (Somâli: Tschirke, Îr, bradubla).*

Sandgräber, *Heterocephalus Phillipsi. (Somâli: Fonko* oder *Faranfet).* Von Oldfield Thomas classificiert und nach Phillips benannt, der diesen kleinen Nager von seiner Reise mit den Brüdern James zurückbrachte.

Stachelschwein, *Hystrix cristata. (Somâli: Gundabba, Anôgob).*

Kammratte (auch Schopfhörnchen), *Lophiomys Imhousi. (Somâli: Hoâr).*

***Berbera-Hase,** *Lepus Berberanus. (Somâli: Bachaïle).* Derselbe ist etwas kleiner wie der europäische, hat grosse fast unbehaarte Löffel und ist überhaupt dünn behaart.

Somâlihase, *Lepus Somâlimus.*

Edentata. Zahnarme.

Erdferkel, *Orycteropus capensis. (Somâli: Grenti).*

Solidungula. Einhufer.

† **Pferd,** *Equus arabicus. (Somâli: Fâras).* Man sieht dem Somâlipferde den arabischen Ursprung an. Es sind kleine drahtige Thiere, welche trotz des meist spärlichen Futters Unglaubliches leisten. In der trockenen Zeit werden sie oft nur alle 2 bis 3 Tage getränkt. Als wir dies und zwar in knappen Rationen bei Durchquerung des Haud zu thun gezwungen waren, machten unsere Pferde wiederholte Angriffe auf die Wassergefässe. Die Somâli sind vorzügliche Reiter und erinnerten mich in ihrem Sitze und der Art die Pferde im grössten Galopp am Fleck zu parieren an die Indianer Nordamerikas. Im Osten des Landes besitzen die Stämme der Dolbohanta und Marehan grosse Pferdeherden und bringen ihr Leben wie die Araber am Rücken des Pferdes zu.

† **Zahmer Esel,** *Equus asinus (Somâli: Dabêr).* Diese genügsamen kleinen Thiere werden besonders von ärmeren Somâli, die sich keine Kameele halten können, als Lastthiere verwendet und man sieht sie oft mit ungeheueren Lasten bepackt geduldig einherwandern. Bei einigen zahmen Eseln sind die Beine schwarz gebändert wie beim Wildesel.

Wildesel, *Equus asinus somalicus (Somâli: Gumbirri oder Dabêr dabâda).* Er soll etwas lichter in der Farbe, als der nubische Steppenesel sein, aber ebenso wie dieser

einen Rückenstreifen und ein Schulterkreuz besitzen, wenn auch diese Zeichnungen mitunter viel schwächer ausgeprägt sind. Die Beine sind wie bei dem Zebra schwarz gebändert. Der Wildesel kommt, wenn auch spärlich, noch im Goban und hauptsächlich am Plateau vor und soll sehr scheu sein.

* **Zebra,** *Zebra Grevii. (Somâli: Ferro).* Diese wilden Rosse der Steppe sind grösser und gedrungener als ich mir dieselben vorgestellt hatte. Die aufrechtstehende schwarze Mähne und der buschige Schopf auf der Stirne gibt ihnen ein trotziges Aussehen.

Es gibt nichts hübscheres, als diese Thiere mit den schwarz und weiss gestreiften glänzenden Schabraken in ihren Spielen zu beobachten, wie sie sich jagend verfolgen, ausschlagen und schnaubend den Boden scharren. Eigenthümlich wild klingt das langgezogene Wiehern dieser Thiere.

Obwohl die Zebra schon nördlich des Webbi Schebêli vorkommen, ist ihre eigentliche Heimat im Somâlilande erst südlich dieses Flusses zu suchen, wo sie oft in Gemeinschaft mit Beïsa-Antilopen in grösseren Herden gefunden werden.

† **Kameel,** *Camelus Dromedarius (Somâli: Aur, Gêl).* Ohne dieses nützlichste aller Hausthiere Afrikas könnten die Somâli nicht existieren, und der Reichthum eines Mannes wird im Somâlilande nach Kameelen geschätzt, von denen einige Scheiks ungeheuere Herden besitzen. Der Raub dieser Thiere bildet auch den steten casus belli zwischen den einzelnen Stämmen. Das Somâli-Kameel ist etwas kleiner und lichter als das ägyptische und wird auch höchstens mit 75 bis 100 Kilo bepackt. Wenn man bedenkt, dass die Kameele, wie es in der Trockenzeit vorkommt, 14 Tage, ja 3 Wochen ohne Wasser aushalten

Ruminantia. Wiederkäuer.

können, muss man über die Leistungen dieser Thiere staunen. Ich fand die durchschnittliche Schnelligkeit des Marsches der Kameele etwas mehr als drei Kilometer die Stunde. Obwohl unsere Thiere besonders beim Bergabgehen im felsigen Terrain nicht schnell vorwärts kamen, waren sie doch um vieles geschickter, als die Kameele, mit denen ich in Indien gereist war. Dass sich die Kameele mit dem spärlichsten Futter begnügen ist bekannt, aber neu war mir die gänzliche Unempfindlichkeit derselben gegen die schärfsten und grössten Dornen, welche von diesen ohne weiteres mittelst ihrer langen Oberlippen gepflückt und hinabgeschluckt werden.

Die Kameelmilch ist sehr reichhaltig und wird von den Somâli gewöhnlich in sauerem Zustande genossen. Dem trockenen aber schmackhaften Fleische, welches ein Lieblingsgericht der Eingebornen bildet, werden allerlei heilsame Wirkungen zugeschrieben.

† **Giraffe,** *Camelopardalis Giraffa (Somâli: Hálgeri,* d. i. »Kameelstrauss«.) Man kann als nördliche Grenze des Vorkommens der Giraffe im Somâlilande den Webbi Schebêli annehmen. Die Giraffe wird von Somâlis und Gallas zu Pferde gejagt und mit Wurfspeeren erlegt; doch ist dies selbstverständlich nur im offenen Busche möglich. Aus ihrer Decke werden geschätzte, schön gearbeitete Schilde verfertigt.

Der erste Sportsmann, welcher eine Giraffe südlich des Webbi Schebêli auf einer Jagdreise von Berbera aus erlegte, ist Major Wood, den wir auf seiner Rückkehr von dieser Tour in Milmil begegneten.

Antilopen. * **Küstengazelle,** *Gazella Pelzelni, Gazella Leptoceros (Somâli: Dhero).* (Siehe Tafel XI.) Diese Gazelle gleicht der Gazella Dorcas Nordafrikas und kommt im Goban, d. i. dem Küstenlande des Nord-Somâlilandes vor. Man sieht

sie in Rudeln von 10—15 Stück. Sie ist sehr scheu und infolge des offenen Terrains schwer anzupürschen.

Das Gehörne dieser Gazelle, welche ich in der Nähe Berberas schoss, hat folgende Masse:

Hornlänge längs des Hornes .	30·5 cm.
Gerade Länge	29·8 »
Umfang an der Basis	8·9 »
Abstand der Spitzen	12 »

* **Hochlandgazelle,** *Gazella Spekei, Gazella naso (Somâli: Dhero).* (Siehe Tafel X3.) Diese Gazelle unterscheidet sich von der vorigen durch die Eigenthümlichkeit, dass die Haut ober den Nasenlöchern lose und faltig ist. Sie bewohnt das Somâli-Hochplateau, welches 20—30 Kilometer von der Küste beginnt und dieser Umstand mag auch dafür sprechen, dass ihre Decke dichter behaart ist, da die Kälte in diesen Hochländern besonders des Nachts empfindlich ist.

Das Gehörne ist gewöhnlich nicht so hoch, aber manchmal massiver und stärker geringelt als das der Küstengazelle.

Die Hornmasse des von mir erlegten Bockes sind:

Hornlänge längs des Hornes .	26 cm.
Gerade Länge	23·5 »
Umfang an der Basis	9·5 »
Abstand der Spitzen	11 »

* **Soemmering's Gazelle,** *Gazella Soemmeringi (Somâli: Aul).* (Siehe Tafel X6.) Dieselbe ist die eigentliche Gazelle des Somâlilandes und nebst dem Hartebeest die einzige Antilopengattung, welche dort in wirklich grossen Herden vorkommt. Man trifft sie in den meisten offenen Ebenen an, niemals im dichten Busch.

Wo dieses hübsche Thier noch nicht viel gejagt wurde, ist es infolge seiner Neugierde leichter anzu-

pürschen, als die anderen Gazellenarten. Man sieht hier und da die Böcke miteinander kämpfen und ich beobachtete, wie ein von mir angeschossener Bock von einem zweiten gesunden niedergestossen wurde. Das Wildpret ist gut zu essen.

Die Gehörnmasse meines besten Bockes und einer von mir erlegten Gais sind:

	Bock	Gais	
Längs des Hornes	44	32·5	cm.
Gerade Länge	33	28	»
Umfang an der Basis . . .	15	7	»
Abstand der Spitzen . . .	11	12	»

***Waller's Gazelle,** *Lithocranius Walleri (Somâli: Gerenuk).* (Siehe Tafel X4.) Diese Gazelle unterscheidet sich von anderen Arten durch den besonders langen Hals und die schmale Oberlippe, was ihr etwas Giraffenartiges verleiht. Sie lebt nicht von Gras, sondern von den Zweigen der Büsche, und man trifft dieselbe sehr häufig auf den Hinterfüssen stehend, mit den Vorderläufen an die Äste gelehnt, an, während sie mit lang ausgestrecktem Halse an den oberen Zweigen nascht. Ich habe sogar zwei Exemplare in dieser Stellung erlegt. Die Färbung dieser Gazelle ist ein schönes sattes Braun, während der Unterleib und die Innenseite der Läufe weiss, der obere Theil des Rückens aber dunkelbraun gefärbt ist. Man findet sie im ganzen Somâliland in kleineren Rudeln, nie weit vom Busche, meist aber weit von jedem Wasser entfernt. Es ist entschieden das scheueste Wild, das wir auf der Reise begegneten, und da die Pürsche auf dasselbe eine schwierige war, machte mir ein erlegter Gerenukbock stets die grösste Freude. Merkwürdig ist die Gangart dieser Gazelle, welche meist in langem, wiegenden Trabe flüchtet, um hier und da stehen zu bleiben und mit hocherhobenem Kopfe zu sichern.

Die Hornmasse meines besten Bockes sind:

Hornlänge längs der Biegung .	36·7	cm.
Gerade Länge	29	»
Umfang an der Basis	12	»
Abstand der Spitzen	10·1	»

Die Weibchen haben kein Gehörne.

Clarke's Gazelle, *Ammadorcas Clarkei (Somâli: Dibertag).*

Wurde im Jahre 1891 zum erstenmale von dem australischen Sportsmann Mr. Clarke im Somâlilande beobachtet und erlegt, und soll eine dem Gerenuk nah verwandte Gazellenart sein. Sie kommt südlich von Berbera, erst in der Nähe der Brunnen von Burao und am Tug Dêr nach Osten und Südosten vor.

Die Masse der von Mr. Clarke erbeuteten Gehörne, welche eine Ähnlichkeit mit solchen von Riedböcken (Cervicapra) haben, sind:

Länge derselben	29·8	cm.
Umfang an der Basis	12	»
Abstand der Spitzen	9·1	»

Swayne's Hartebeest, *Bubalis Swaynei (Somâli: Sük).*

Die erste Kenntnis von dem Vorkommen einer Gattung Hartebeest im Somâlilande erhielt man durch eine von Herrn Josef Menges von dort zurückgebrachte Decke eines solchen Thieres. Captain Swayne blieb es vorbehalten diese Antilope zuerst näher zu beobachten und der wissenschaftlichen Bestimmung zuzuführen. Diese zu den Kuhantilopen gehörige Species kommt in den meisten offenen Grasebenen des Haud oft in grossen Rudeln vor. Captain Swayne sah einmal eine solche Herde, welche er auf tausend Individuen schätzte. Wir kamen leider nicht in die richtige Hartebeestgegend und daher nicht in die Gelegenheit dieses wenig scheue Wild zu erlegen. Die mittlere Länge der Hörner ist 35 Centimeter.

* **Wasserbock,** *Cobus ellipsiprymnus (Somâli: Balango).* (Siehe Tafel IX5.) Diese stattliche Antilope, welche an Grösse und Gestalt einem Esel mit kurzen Läufen gleicht, ist mit ziemlich langem spröden Haare von dunkelgrauer Farbe bekleidet. Das edle Haupt des Bockes ist mit einem hübschen Gehörne geschmückt. Mein bestes Exemplar wies folgende Masse auf: Hornlänge längs der Biegung 55 cm., gerade Länge 48 cm., Umfang an der Basis 18 cm., Abstand der Spitzen 23·5 cm. Da der Wasserbock, wie schon sein Name sagt, nur in der Nähe des Wassers vorkommt, begegnet man ihm, wenn man von Berbera südlich reist, erst am Webbi Schebêli, als dem ersten perennierenden Strome, doch scheint er gegen Abessinien zu weiter nördlich vorzukommen.

Gewöhnlich trifft man ihn in kleineren Rudeln von 5—8 Stück an, von welchen ein oder zwei Böcke, die übrigen Gaisen sind. Während der Hitze des Tages hält er sich im dichten Schatten der Auwälder und Büsche auf, welche die Ufer der Flüsse begleiten und kommt bloss früh morgens und am Abend, um zu äsen, in die offene Ebene heraus.

Sein Wildpret ist wegen seiner Zähigkeit fast ungeniessbar. Die Weibchen haben keine Hörner.

* **Beïsa-Antilope,** *Oryx beïsa (Somâli: Beeth).* (Siehe Tafel IX2). Die Beïsa-Antilope gleicht einem Maulthiere mit abfallender Croupe und fast meterlangen kaum merklich nach hinten gebogenen Hörnern. Die Decke ist isabellenfarbig, bei alten Böcken blaugrau, das Haupt schön weiss und schwarz gezeichnet und mit einer kurzen aufrecht-stehenden Mähne geziert. Der lange Wedel endet in eine schwarze Quaste.

Diese Antilope ist gleichmässig über das ganze Somâliland vertheilt und wird ebenso in offenen Steppen als im lichten Busche angetroffen, vermeidet aber das

dichte Aloëdickicht, in welchem z. B. der kleinere Kudu vorkommt. Man sieht meist kleinere Rudel; das grösste, welchem ich begegnete, zählte zwischen 30 und 40 Stück. Sehr häufig trifft man einzelne Böcke an. Die Rückendecke von Oryx beïsa wird von den Somâli zu Schilden verarbeitet, welche wegen ihrer Härte und Dichte sehr geschätzt sind. Man stellt daher dieser Antilope häufig nach, und zwar wird sie sowohl zu Pferde parforciert, was 5—6 Stunden in Anspruch nehmen soll, als auch von den Midgans (niedere Jägerkaste) mit vergifteten Pfeilen erlegt. Verwundet kann die Beïsa-Antilope gefährlich werden, und ich sah eine von mir angeschossene mit gesenktem Haupte einen verzweifelten Angriff auf meinen Seïs (Pferdemann) machen, der sie mit seinem Speere tödtete. Es ist sehr schwer die Bullen von den Kühen zu unterscheiden, da beide fast ganz gleiche Hörner tragen. Die der Böcke sind gewöhnlich an der Basis dicker und etwas kürzer.

Das längste Gehörne, welches ich erbeutete, war von einem Bock und mass:

Hornlänge längs der Biegung .	85	cm.
Gerade Länge	84	»
Umfang an der Basis	15·5	»
Abstand der Spitzen	22·5	»

Eine Kuh hatte folgende Gehörnmasse:

Hornlänge längs der Biegung .	79	cm.
Gerade Länge	78·4	»
Umfang an der Basis	14·3	»
Abstand der Spitzen	19·5	»

Ich sah mehreremale Beïsa-Antilopen in Gesellschaft von Zebra, wobei die ersteren beim Flüchtigwerden immer den Nachtrab bildeten.

Das Wildpret ist vorzüglich.

Man brachte uns am Rückmarsche eine eben gefangene, kaum eine Woche alte Beïsa-Antilope, welche wir mit Milch aufzuziehen versuchten, die aber leider eingieng. Sie hatte ganz die Gestalt eines kleinen Rindkalbes mit kurzen schwarzen Hornstumpfen auf dem gedrungenen Kopfe. (Siehe Tafel VIII.)

* **Grosser Kudu,** *Strepsiceros Kudu (Somâli: Godr).* (Siehe Tafel X 5.) Der Kudu ist die grösste Antilope des Somâlilandes und sein hübsches, spiralförmig gewundenes Gehörne bildet eine der schönsten Jagdtrophäen. Er bewohnt im Norden des Somâlilandes bloss die höchsten Berge, wird jedoch im Süden auch in den steinigen Abfällen der Tafelländer gefunden. Doch scheint die Nähe von zerrisenem, felsigem Terrain, ebenso wie Wasser und gutes Gras zu seinen Lebensbedingungen zu gehören. Man begegnet den Kudus meist in kleinen Rudeln, welche gewöhnlich bloss von einem Bocke begleitet sind. Die Weibchen, welche hornlos sind, schrecken ganz ähnlich wie unser heimatliches Hochwild. Da es mir nicht gelang einen guten Kudubock zur Strecke zu bringen, und ich nur zwei jüngere Exemplare schoss, habe ich auf Tafel X die Abbildung eines von unseren Leuten am Dachâto gefundenen guten Gehörnes aufgenommen, welches folgende Masse hat:

Hornlänge längs der Biegung .	116	cm.
Gerade Länge	81·5	»
Umfang an der Basis	26·5	»
Abstand der Spitzen	70	»

* **Kleinerer Kudu,** *Strepsiceros imberbis, Tragelaphus imberbis (Somâli: Adério).* (Siehe Tafel X 2.) Die graubraune Decke dieser reizenden Antilope ist ebenso wie jene der voranstehenden mit schneeweissen, dünnen Querstreifen geziert, nur besitzt diese Gattung deren mehr. Das

hirschartige edle und hübsch gezeichnete Haupt ist mit einem spiralförmig gewundenen Gehörne geschmückt, das bei meinem stärksten Exemplare folgende Masse zeigt:

Gehörnlänge längs der Biegung .	72	cm.
Gerade Länge	52	»
Umfang an der Basis	17·5	»
Abstand der Spitzen	34	»

Die Weibchen haben kein Gehörne. Auch die kleinere Gattung Kudu findet man nicht weit vom Wasser entfernt, und sie bewohnt mit Vorliebe den dichten Busch mit Unterwuchs von Aloë, der sich längs der Flussläufe hinzieht. Nur früh und abends verlassen die Thiere ihr Versteck, um auf Aesung auszuziehen. Wenn sie Gefahr wittern, stossen sie ebenfalls einen kurzen Schreckton aus, um dann mit ungeheueren Sätzen zu flüchten.

Phillip's Zwergantilope, *Madoqua Phillipsi. (Somâli: Dik-Dik* oder *Sakaro)* in der Umgegend von Berbera gefunden und

Swayne's Zwergantilope, *Madoqua Swaynei,* 30 Kilometer südlich von Berbera vorkommend, sind mit der bisher unter dem Namen Salt's Zwergantilope, Neotragus saltianus, bekannten Art identisch und erst kürzlich von Oldfield Thomas wie oben benannt worden, der auch eine dritte Art

Günther's Zwergantilope, *Madoqua Güntheri,* unterscheidet, welche mit Neotragus Kirki identisch ist und auf der Somâli-Hochebene gefunden wird. Diese Art soll sich von den vorhergehenden dadurch unterscheiden, dass die Hörner ganz rund sind, während sie bei den ersteren an der Innenseite abgeflacht sind.

Diese niedlichen Antilopen, welche kaum das Gewicht eines Hasen erreichen, sehen wie Rehe en miniature aus

und sind bald gelbbraun, bald graubraun gefärbt. Der Bock hat schwarze, gerade Hörnchen, welche selten über 7 cm. lang werden. Das Dik-Dik ist ausser in offenen Ebenen im ganzen Somâlilande überall zu finden und liebt besonders lichten niederen Busch und Aloëdickicht. Es wird niemals weit vom Wasser angetroffen. Man sieht meist Bock und Gais, seltener drei, niemals mehr als vier Stück miteinander, welche in flinken Sätzen fliehen und hiebei einen eigenthümlichen zischenden Alarmruf ausstossen, wodurch sie auch oft grosses Wild flüchtig machen. Wir sahen am Berge Kallesch eine grössere Gattung Neotragus von hellerer Farbe, ohne dieselbe erlegen zu können.

Klippspringer, *Oreotragus saltatrix (Somâli: Alikut).* Der Klippspringer, eine kleinere Antilope mit kaum 10 cm. langen aufrechten, unmerklich nach vorn gebogenen Hörnern, wird bloss in felsigen Bergen, wie im Golisgebirge, gewöhnlich zu zweien oder dreien angetroffen. Die Weibchen besitzen kein Gehörne.

Grossohriger Klippspringer, *Dorcatragus megalotis (Somâli: Beira).* Derselbe wurde von Herrn Josef Menges zuerst in den Schluchten des Hekeboplateaus gefunden und näher beschrieben. Captain Swayne und dessen Bruder beobachtete denselben in der Gegend des Gadabursistammes.

Gaisen.

† **Hausziege.** Eine nahe Verwandte der Nilziege *(Capra hircus aegyptiaca, Somâli: Rio),* von meist lebhaft brauner Färbung, wird selten in grösserer Anzahl gehalten.

† **Schwarzkopfschaf,** *Ovis aries steatopyga* und *laticaudata (Somâli: Adschi* oder *Wêr).* Von diesen Schafen besitzen die Somâli grosse Herden, so dass manche Ebenen weiss von ihnen sind. Die Felle derselben bilden einen Haupthandelsartikel.

† **Hausrind,** *Sanga, Bos africanus (Somâli: Dibi),* ist ein naher Verwandter des indischen Buckelochsen, besitzt aber kleinere Hörner. Man sieht bei manchen Stämmen sehr schönes Vieh. *Rinder.*

Büffel, *Bos caffer.* Der wilde Büffel kommt nur im Süden des Landes vor und soll, wie man uns erzählte, auch von der grossen Seuche decimiert worden sein, welche im Jahre 1891 die Büffel in Ostafrika zu Tausenden hinraffte und dieselben an manchen Orten auf den Aussterbeétat gesetzt hat. Am Webbi Schebêli hörten wir von einigen sagenhaften Büffeln und Coudenhove wurden Fährten gezeigt, die man diesen Thieren zuschrieb.

* **Elefant,** *Elephas africanus (Somâli: Maródi,* d. i. »der Entwurzelnde«*).* (Siehe Tafel VI.) Der Elefant hat durch seine ungeheure Grösse, sein würdevolles, majestätisches Auftreten und seine geistigen Anlagen weit eher den Anspruch auf den Titel »König der Thiere«, als der Löwe. Leider ist er in Afrika dem Untergange geweiht. Von Alters her durch die Menschen wegen des kostbaren Elfenbeines gejagt, ist die Verfolgung desselben im XIX. Jahrhundert so allgemein geworden, dass er langsam aber sicher, bis in das ferne Innere gedrängt, auch dort der gänzlichen Ausrottung entgegengeht. Auch im Somâlilande steht ihm dieses Schicksal bevor. Noch vor wenig Jahren in den Bergen südlich von Berbera vorkommend, ist er jetzt weit nach Westen in das Gallaland gedrängt worden, wo er noch in grossen Herden gefunden wird und stets neuen Zuzug aus dem Innern erhält. Die Zähne der Elefanten des Somâlilandes sind in der Regel kleiner, als jene, welche aus Ostafrika stammen. Die Masse der an beiden Spitzen leider abgebrochenen Stosszähne des von mir erlegten Exemplars, welche für die dortige Gegend gross genannt

Multungula
Vielhufer.

werden können, waren vom rechten 1 m. 9 cm. und vom linken 1 m. Die Länge meines erlegten Elefanten war von der Rüsselspitze bis zum Schweifende gemessen 7 m. 52 cm. und die Höhe 2 m. 83 cm., welche ich durch zwei in die Erde gesteckte Speere zu messen versuchte und die eher etwas mehr betragen dürfte, da der Fuss des liegenden Elefanten nicht ausgestreckt werden konnte.

Somâli und Galla jagen die Elefanten meist zu Pferde, indem einer der Reiter im gegebenen Momente abspringt, sich hinter dem von den anderen Jägern in Athem gehaltenen Dickhäuter herschleicht und die Sehnen der Hinterfüsse mit seinem scharfen Schwerte durchhaut, worauf der so kampfunfähig gemachte Elefant leicht den unzähligen Speerwürfen zum Opfer fällt. Selbstverständlich kommt es häufig vor, dass einer dieser kühnen Jäger seinen Muth mit dem Leben bezahlen muss.

Die Elefanten sind grosse Wanderer und marschieren einfach aus der Gegend weg, wo sie beunruhigt worden sind. Es gehört daher auch eine grosse Ausdauer zur Jagd auf dieselben. Diese besteht darin, dass man ihre Tränkplätze besucht und etwaigen Fährten von dort aus durch dick und dünn folgt, um auf die Thiere selbst zu stossen, was gewöhnlich viele Stunden mühevollen Marschierens im Sonnenbrande bedeutet und sehr oft misslingt.

* **Rhinoceros,** *Rhinoceros bicornis (Somâli: Wijîl).* (Siehe Tafel V und IX 1). Das Rhinoceros kommt im westlichen und südlichen Somâlilande häufig vor und wird gewöhnlich nicht weit vom Wasser gefunden, obwohl wir sogar in der Mitte des Haud weit von jedem Wasser entfernt alte Rhinocerosspuren sahen. Diese Dickhäuter leben wie die Elefanten von den Blättern und Zweigen der Büsche und bringen die heissen Stunden des Tages im Schatten

schlafend zu. Obwohl sie im Grossen und Ganzen friedliche Thiere sind, deren Gefährlichkeit bedeutend übertrieben worden ist, können bei der Jagd auf dieselben Momente vorkommen, wo ruhiges Blut und ein Gewehr von grossem Caliber wünschenswert sind.

Der in Süd- und Ostafrika vorkommende Rhinocerosvogel, welcher dort stets in Gesellschaft des Nashorns gefunden wird und dasselbe vor dem nahenden Jäger warnt, fehlt im Somâlilande, wenigstens in den von uns bereisten Gegenden.

Dass die Nashörner oft untereinander erbitterte Kämpfe aufführen, erscheint dadurch bestätigt, dass wir in der Stirnhaut eines von mir erlegten Exemplars die abgebrochene Spitze eines Rhinoceroshornes fanden.

Die Länge des stärksten von mir erlegten Nashornes war 3 m. 74 cm.

Die Hornmasse sind:

Länge des Fronthornes	52	cm.
Umfang desselben	55·5	»
Länge des zweiten Hornes . .	23·5	»
Umfang desselben	51	»

***Klippschliefer,** *Hyrax pallidus. (Somâli: Bona, Tschirâd).*
Diesen kleinsten aller Vielhufer trafen wir an den nördlichen Abhängen des Golisgebirges, wo er in den Klüften der übereinandergethürmten Felsblöcke lebt.

***Warzenschwein,** *Phacochoerus Aelianus. (Somâli: Dofâr).*
Es ist schmäler und hochstämmiger als das europäische Wildschwein und der Eber besitzt Waffen, welche eine Länge von 30 cm. erreichen und stark gekrümmt sind. Seinen Namen hat es von den vier warzenartigen Auswüchsen des Ebers, von denen sich je zwei oberhalb und zwei unterhalb der Lichter befinden. Es kommt häufig vor und darf sich ungehindert ver-

mehren, da die Somâli es für unrein halten und daher nicht jagen. Nach Menges dürfte auch das südafrikanische Warzenschwein, Phacochoerus aethiopicus im Somâlilande vorkommen.

Flusspferd, *Hippopotamus amphibius (Somâli: Tscher).* Da dasselbe durch seine Lebensweise an grössere Flüsse gebunden ist, kommt es im Nord-Somâliland nicht vor, während es im Süden des Landes im unteren Webbi Schebêli und Dschub häufig angetroffen werden soll.

Seesäugethiere.

Sirenae. Sirenen.

Seekuh oder **Dujong,** *Helicore cetacea. (Somâli: Djilbâde).*

Cetacea. Walthiere.

†**Delphin,** *Abu Salam, Delphinus Abu Salam.* Als ich auf dem Dampfer, der uns nach Berbera brachte, kurz vor der Einfahrt in den Hafen vorne am Schiffe stand, beobachtete ich in dem durchsichtigen blauen Wasser einen Delphin, der knapp vor dem die Wellen durchschneidenden Buge mindestens eine Viertelstunde lang einherschwamm, so dass man jeden Moment erwartete, das Thier mitten entzwei geschnitten zu sehen.

Walfisch, *Betan, Balaenoptera Bitan. (Somâli: Neberi).*

Bay. che
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

INHALT.

I. Capitel. Abreise von Triest — Port Saïd — Durch das rothe Meer — Ankunft in Aden — Ali Khar kommt an Bord — Besprechen der Expedition — Vorbereitungen — General Jopp — Zeïla — Berbera — Besiegte Hindernisse — Die Somâli — Ausrüstung der Karawane — Ali Khar. Seite 1—17

II. Capitel. Aufbruch in das Innere — Beschreibung eines Marschtages — Wir erreichen Hargeisa — Das erste Wild — Fünftägiger Marsch über die wasserlose Hochebene — Flüchtige Leoparden — Erlege drei Beïsa-Antilopen — Begegnung mit Major Wood — Milmil — Die Brunnen. Seite 17—33

III. Capitel. Mein erster Löwe — Neuer Löwenalarm — Sassabene — Tod eines Somâli — Jagd auf der Ebene von Aurigi — Balballâd — Ein Löwe zerreisst zwei Hirten — Wir marschieren weiter — Besuch der Rêr Amâden. Seite 34—50

IV. Capitel. Ein Nachtansitz auf Löwen — Wir erreichen den Madêsso-Fluss — Erster Anblick des Webbi-Thales — Begegnung mit Abessiniern — Erlege einen Wasserbock — Weihnachten am Webbi Schebêli. Seite 50—60

V. Capitel. Überschreitung des Webbi — Malaria — Erste Begegnung mit Aulihan — Giraffen — An der Grenze des Gallalandes — Die Galla machen sich in unangenehmer Weise bemerkbar — Neuer Malariaanfall. Seite 60—76

VI. Capitel. Umkehr — Jagd auf Zebra — Zusammentreffen mit Coudenhove — In Aftschehasle bei den Aulihan — Zurück zum Webbi — Besuch der Aulihan — Rückkehr in das Lager am linken Webbiufer. Seite 76—87

VII. Capitel. Rückmarsch auf westlicherem Wege — Elefanten — Jagdlager am Berge Kallesch — Erlege einen Leoparden — Schattenloses Lager am Senaad — Parforcejagd auf einen Löwen — Der Honigvogel. Seite 87—99

VIII. Capitel. Mein erstes Rhinoceros — Coudenhoves Abenteuer mit einem solchen — Lager in Biahemedu — Erlege dort fünf weitere Nashörner — Die Karawane wird von einem Rhinoceros angenommen — Erreichen den Dachâto. Seite 90—114

IX. Capitel. Burka — Vergebliche Verfolgung von Elefanten und Nashörnern — Wir marschieren den Dachâto hinauf — Coudenhove erlegt zwei Nashörner — Eine Abendpürsche — Elefanten werden flüchtig. Seite 114—126

X. Capitel. Vier Löwen werden beim Mahle überrascht — Einer unserer Leute in Lebensgefahr — Mein Abenteuer mit zwei Nashörnern — Erlege einen grossen Elefanten — Wir beziehen das letzte Jagdlager in Burka. Seite 127—139

XI. Capitel. Fehlpürsche auf einen grossen Kudu — Coudenhove schiesst in einer Nacht auf sechs Löwen — Seine eigene Erzählung — Wir beschliessen die Rückreise. Seite 139—152

XII. Capitel. Marschieren den Salûl hinauf — Überquerung der Hochebene Sibi — Sassabene — Milmil — In Eilmärschen über das Haud — Hargeisa — Rückkehr nach Berbera längs der Golisberge — Heimfahrt. Seite 152—168

Notizen über die Mammalia des Somâlilandes. Seite 169—190

Druck von Rollinger & Moessmer, Wien XII.

Bayerische Staatsbibliothek München

Graf Ernst Hoyos, Zu den Aulihan.

REISEROUTE

der

Grafen Ernst Hoyos jun. und Richard Coudenhove

im

SOMÂLI-LANDE

(November 1893 bis März 1894)

Nach den Aufnahmen des Grafen Ernst Hoyos jun.,
Colonel A. Paget u. Captain H.G.C. Swayne
bearbeitet von
Prof. Dr. Philipp Paulitschke.

Maßstab = 1 : 1,000000

0 5 10 20 30 40 50 60 70 80 Kilometer

Zeichen-Erklärung:

- Reiseroute der Grafen Ernst Hoyos jun. und Richard Coudenhove 1893-94.
- Routen Colon. A. Paget's und Lord Wolverton's 1891-93.
- Routen anderer Forscher.
- Routen der Karawanen.
- Permanent bewohnte Ansiedelungen. Localitäten mit Wasser u. Halteplätze der Karawanen.
- Lagerplätze der Expedition. Die rothen Ziffern bedeuten das Datum des Aufenthalts der Expedition.

B. = Bur-Hügel, D. = Dschebel = Berg, L. = Las = Quelle, rel. = relative Höhe, T. = Tug-Fluss, W.P. = Wasserplatz, W. = Wadi-Fluss, Z. = Zeriba.

Höhen in Metern.

Querprofil der Strecke zwischen Berbera und dem Thale des Webbi Schebêli.

Blick von Daggu gegen Nord-Osten.

Blick von Argân gegen den Gan-Libah.

Fergúd (N.E. v. Hargeisa).

Aussicht vom Gerbadabóle nach Süden.

Ausblick v. Lager am Webbi in nördl. Richtung.

Blick von Biahemédu gegen Nordosten.

Blick von Kulmis nach Süden.

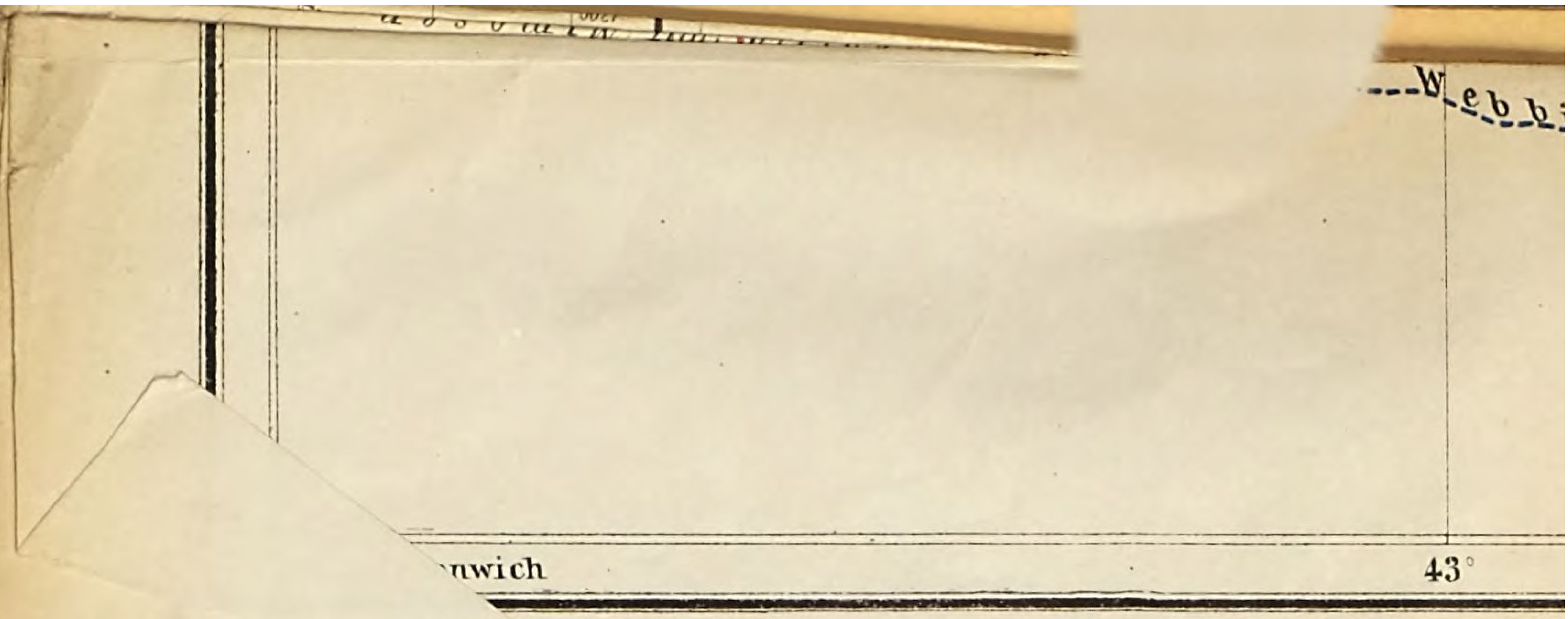
Aussicht vom Gerbadabóle nach Norden.

Blick vom linken Webbi-Ufer gegen Norden.

Ausblick vom Lager am 20. Januar 1894 gegen den Kallesch.

Aussicht vom Lager am 21. Januar 1894 gegen Westen.

Kartogr. Anst. v. Th. Bannwarth, Wien VIII.


Webb
nwich
43°

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoyos-Sprinzenstein, Ernst,

Zu den Aulihan Reise- und Jagderlebnisse im Somâlilande

Wien 1895
lt.sing. 467 sr
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11630481-5